L. eleg. m. 277m

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

m̄

Sch. IV, Deutsche! p. 153.

(von Georg Schatz ?)

Entstehung altdeutscher Sprüchwörter in kleinen Erzählungen vorgetragen.

Leipzig, 1793.
bei Joh. Gottl. Imm. Breitkopf u. Comp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Hochedeln

und

Hocherfahrnen Herrn

Herrn Gottfried Frank

ausübenden Arzt

zu Dahlen.

Mein guter alter Freund!

Eine Dedikation ist freilich nur eine Kleinigkeit, und heut bei Tage ist nicht einmal jedermann damit gedient; mehr aber vermag, außer seinem guten Herzen, der arme Schriftsteller nicht.

So lange wir uns kannten, waren Sie mein Freund, und durch die Hülfe, die Sie meinem Vater geleistet haben, sind Sie der Wohlthäter meiner

Familie geworden. Wir sind Ihnen dafür außerordentlichen Dank schuldig und ich widme Ihnen dieses Büchlein als ein Zeichen meines guten Willens.

Glauben Sie nicht, daß ich mir dadurch das Verdienst beimessen will, als könnt' ich Ihren Namen ehren. Wohl dem, der es so weit gebracht hat wie Sie! Schon längst ist Ihr Ruhm und die gute Meinung der Menschen Ihnen gesichert. Diese hat Ihnen

jener unredliche Heuchler nicht rauben können, ob er schon alle seine Tücke aufbot, und Sie nehmen sie mit aus der Welt.

Lieber alter Mann! Sie stehen jezt am Ziele; wohl dem, der es erreicht hat wie Sie! Wohl dem, von dem die Welt sagt: „Er war ein edler Mann, eben so uneigennützig als thätig zum Wohl der Brüder!“ Sie können allen Kummer vergessen, den Unredliche Ihnen bereitet haben; Sie können mit Freu-

digkeit hinter sich blicken und ausrufen: Es war werth, gelebt zu haben!

Möchte doch der Himmel Ihre Tage fristen, damit Sie noch lange die Ruhe eines glüklichen Alters genießen! Meinen Jahren nach werd ich Sie überleben, aber so lang ich lebe wird Ihr Andenken mir stets heilig sein!

G. S...z.

Vorbericht.

Es wird nicht an Leuten fehlen, die diese Art von Schriftstellerei als unbedeutend ansehen; solchen können wir nicht besser rathen, als sie lassen das Büchlein ungelesen. Denn wenn auch wirklich etwas Gutes an ihm wäre, woran der Verfasser nicht zweifelt, ist es doch um den Eigensinn der Menschen ein übel Ding; vor ihm besteht keiner, und der thut wohl, der sich gar nicht mit ihm befasset. Doch werden auch

andre Leute das Büchlein lesen wollen, von welchen so etwas nicht zu befahren stehet, nachsichtige, liebe Brüder, die die Schwächen des armen Autors nicht zu hoch rügen, und welche unsre Vorfahren im löblichen Handwerk allezeit verstanden, wenn sie ihre Vorreden mit: Geneigter Leser! anhoben. An solche richten wir hier die wenigen Worte, in denen der Verfasser von seinem Unternehmen Rechenschaft ertheilet.

Die Deutschen waren, wie sie's zum Theil noch sind, von jeher

---

Freunde lustiger Kompaney; sie giengen zusammen, aßen und tranken mit einander und erzählten sich dabei allerlei lustige Stücklein und Schwänke, von welchen in den alten Sprüchwörterbüchern mehrere aufbehalten sind. In unsern Tagen hat das Spiel die muntere Laune aus den Gesellschaften verbannt, ob wir aber dadurch gewonnen haben, geben wir einem jeden zu bedenken.

Es wird jezt ein Jahr sein, daß ich zu einer müßigen Stunde

den Agricola in die Hände nahm; ich fand bei dem alten Ehrenmanne dies und jenes Histörchen, wie sie zu seiner Zeit Mode waren, und von welchen er entweder die Entstehung eines Sprüchworts oder sprüchwörtlichen Redensart herleitet, oder sie auch nur bei Gelegenheit erzählt. Einige schienen mir nicht ohne Interesse und ich nahm mir vor, dieselben für das leselustige Publikum zu bearbeiten. Nachher durchsucht ich die ähnlichen Werke von Sebastian Frank, Zinkgräf, Leonhard Weidner, Eyring und anderer,

derer, die ich theils in diesem Bändchen schon benuzt habe, theils noch zu benutzen gedenke.

So, Freund Leser, entstanden diese kleinen Erzählungen, die ich Proben altdeutscher Unterhaltung genannt habe, weil ihr Inhalt unseren lieben Alten dazu diente. Sie sind nicht von gleichem Werthe, das wirst du selbst am besten finden; manche davon laufen auf eine bloße Posse hinaus, man liest aber auch zu Zeiten eine Posse gern, wenn sie — gut erzählt ist.

Ob

Ob mir aber das gelungen ist, und ob überhaupt die Art, wie ich diese rohen Geschichtchen bearbeitet habe, einigen Beifall verdient, dieses mag das Publikum und, wenn sie wollen, die Herren Rezensenten entscheiden. Leztere bitte ich von ihrer richterlichen Strenge diesmal nicht allzustarken Gebrauch zu machen. Ich selber gestehe, es ist mir nicht durchgehends geglükt; ich habe vielleicht nicht überall den rechten Ausdruk gewählt; manchmal dürfte derselbe zu gesucht und der Vortrag hie und da steif scheinen, Sünden in welche nur

zu

zu leicht die Autoren verfallen, wenn sie sich nach dem herrschenden Geschmacke richten; und was sie bei dem dermalen ein wenig verwöhnten Gaume der Leser nicht wohl Umgang haben können.

Der Stoff von einer und der andern dieser Erzählungen ist, wie ich nachher erfahren habe, bereits bearbeitet. Dieses sollte jedoch meines Bedünkens ihnen, wenn sie sonst einigen Werth haben, nur wenig benehmen. In den Anspielungen auf die wahre Geschichte hoffen wir wegen

zweier

zweier oder dreier Anachronismen Verzeihung zu erhalten, um so eher, da das Lesepublikum nun schon seit guter Zeit gewohnt ist, dergleichen von seinen Favoritschriftstellern häufig hinnehmen zu müssen.

Ein mehreres hier zu erörtern, halten wir nicht für gut, und empfehlen uns nur noch am Schlusse der Geneigtheit derer die das Büchlein lesen.

In-

Inhalt.

Wer möchte das nicht? Seite 1
nach Agricola.

Mit dem erwacht ich 51
nach demselben.

Aemtchen tragen Käppchen, oder: Das kleinste Amt ist henkenswerth 81
nach Claus Narrens Historien.

Er sieht ihm wie aus den Augen geschnitten 109
nach Eyring.

Er hat mit St. Gertrud einen Wettlauf gethan 135
nach Agricola.

Trauwohl hat die Kuh gestohlen 169
nach Eyring.

Es regnet wenn ich will 201
nach Agricola.

Ein jeder friert darnach er Kleider anhat S. 225
nach Sebast. Frank.

Ist es Fuchs oder Haas? 241
nach Agricola.

Er hat übel ärger gemacht 317
nach Eyring.

Viel Geschrei und wenig Wolle 335
nach mündlicher Erzählung.

Man muß der Lügen einen Anstrich geben 367
nach Eyring.

Da liegts! 385
nach Agricola.

Wer

Wer möchte das nicht?

Die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, da alle Plagen, die einsmals der Herr durch Mosen seinen treuen Diener über Pharao schikte, nicht etwa einander ablöseten, sondern immerdar vereint Nationen und Länder peitschten, stellet die schauderhaftesten Gemälde in der Geschichte auf. Krieg und Blutvergießen, Zwietracht und Mord, Hunger und böse Seuchen und eine kaliginöse Finsterniß der Gemüther, erstikten die Gefühle der Menschheit, und brachten die abscheulichsten Thaten hervor. Die Tugend war zwar noch nicht ganz von den Deutschen gewichen; aber wo sie noch sich blicken ließ, da mußte sie ihrer Afterschwester der wilden Bravour, als Magd nachtreten, und es erging ihr auf Vaterlands Grund und Boden nicht besser, als einer schönen Statue vom schöpferischen Balthasar, die der stumpfsinnige Besitzer im tiefsten Winkel seines Gartens verwei-

ſet, weil ers nicht vermag ihren Werth zu faſſen.

Endlich ſchiens, als wollte die erzürnte Gottheit dem verworfenen Geſchlechte das Garaus machen; es kam eine fürchterliche Peſt, die ganzer vier Jahr und drüber mit dem nichts verſchonenden Grimme einer Hyäne, durch alle Länder Europas wüthete; die ſchreklichſte von der die Zeiten wiſſen *), deren man aber wenig mehr gedenkt, weil kein Homer, kein Polybius und Lukrez ſie geſchildert haben. Die Städte machte ſie menſchenleer, und das platte Land zur todten Einöde. Aber mehr noch als in Städten und Dörfern räumte ſie in den Klöſtern auf; und wenn man den Kronikenſchreibern, die freilich nicht allezeit zum beſten unterrichtet waren, trauen will; ſo giengen in dieſen jämmerlichen Sterbensläuften aus dem Barfüßerorden allein mehr denn zwanzig Legionen

*) Anno 1448. facta eſt peſtilentia mortalitatis — qualis a tempore diluvii non eſt facta. M. Alberti Chron. Argent.

gionen wohlbeleibter Brüder schlafen *). Viele heilige Orte wurden ihrer andächtigen Bewohner gänzlich beraubt; und von dem Konvent der Dominikaner zum H. Paulus zu Leipzig, der gar zahlreich war, soll nur ein einziger alter Klösterling verschont geblieben sein, der hintennach seine Erhaltung einer unter den Klericis ungewöhnlichen Magerkeit danken wollte.

Ueber diesen wundersamen Appetit, womit das giftige Ungeheuer vor andern das geistliche Fleisch verfolgte, dagegen keine Kasteiung, kein feierlicher Umgang, selbst nicht die siebenfache Geißelung etwas fruchten wollte, war der damalige Klerus fast betreten. Der Finger Gottes konnte das nicht sein; denn wie sollte ein Vater seine eigenen

*) S. Nachrichten von der Stadt Ulm Seite 19. Hier wird die Zahl der Barfüßermönche, welche diese Pest abschlachtete, auf 124434 angegeben. Welche ungeheure Menge fauler Bäuche mag nicht damals das arme Europa getragen haben! Unglaublich scheint es noch, und wenn wir auch von jener Angabe die 100000 wegnehmen.

Kinder würgen? Von unten herauf konnte die schwere Plage auch nicht kommen; sintemal es nicht in der Macht des höllischen Ungethüms steht, geweihete Mauern zu ersteigen; weshalb es dieselben allstet nur in der Ferne recognoscirt, wie eine lüsterne Ameis den Honigtopf, um welchen die fürsichtige Hausmutter einen Wall von wohlgesiebter Asche geführt hat. Nichtsdestoweniger soll es dem Urheber alles Bösen trotz Weihkessel und Sprengwedel je zuweilen gelingen, so etwa durch den dritten Mann Unheil über heilige Orte zu verhängen. Wie könnten wir auch sonst so viel von Entführung der Klosterjungfrauen, von Zerstörung der Klöster und neuerer Zeiten gar von Aufhebung derselben lesen? Darum gerieth der weise und fromme Vater Baldewein von St. Veit im Würtemberger Lande, der solche große Noth besonders zu Herzen nahm, gleichsam wie durch Eingebung auf den Gedanken, daß die Jüden als heimtückische Feinde, sonderlich der geistlichen Christenheit, diesmal dem schwarzen Schnapphahn gehandlanget, und durch Vergiftung der

Brunnen dieses gewaltige Sterben in der christlichen Welt hervorgebracht. Er unterließ nicht den heiligen Einfall, der jedoch unsers einfältigen Bedünkens von oben herab nicht gekommen ist, den wenigen noch lebenden Fratribus seines Klosters mitzutheilen, und diese wollten nicht säumen, denselben alsbald ins Volk zu bringen.

Was darauf erfolgte, war schreklicher als alles was das unglükliche Europa gesehen hat; so daß selbst die gräuliche Bartholomäusnacht nur ein Theaterstük dagegen zu sein scheint. Das Volk, ohnehin voll vom Geist des Raubens und Mordens, jezt von blinder, schwärmerischer Wuth erhizt, fiel an und räderte, spießte und verbrannte alles, was beschnitten war. Weiber und Kinder wurden jämmerlich und schändlich gemordet, und nur hie und da ließ man die Kleinen, die unter sieben Jahren waren, leben, um sie dem Heilande darzubringen. Die schreklichsten Martern wurden ersonnen, und vermöge derselben preßte man vielen der Unglücklichsten, die ohnehin nichts

als den Tod vor sich sahen, das Geständniß einer That aus, davon ihnen kein Gedanke geworden war. Die werthe Christenheit hatte es damalen gänzlich auf die Ausrottung einer löblichen Judenschaft abgesehen; allein es war im Rathe des Schicksals ein anders beschlossen. Bei aller Hitze, womit man sie bestürmte, hatten noch immer viele Zeit, ihr Heil in der Flucht zu suchen; diese retteten sich in die damals noch häufigen und dichten Wälder, die Pest hatte viele Gegenden gänzlich entvölkert, und sie hatten keine Noth verborgen zu bleiben, bis sie, da das Ungewitter ausgetobt, als Leute aus fremden Landen wieder hervorkamen *).

Nirgends rasete man mit so viel Wuth gegen das armseelige Geschlecht, als in der Elsaß; zu Strasburg, der wohlbekannten Stadt am Rheine, mußten nur allein mehr denn zweihundert den jämmerlichen Tod des Feuers

*) Wagenseil, in der Vorrede zu seiner Abhandlung von den Meistersängern, will hiervon den Ursprung der Ziegeuner herleiten.

Feuers sterben, doch gelang es hier nicht minder einigen der Wuth des Pöbels zu entwischen. Unter diesen war ein junger Jud Ben Aschar mit Namen, dessen Schicksale uns nach diesem Eingange, der vielleicht manchem ernsthaft genug geschienen, beschäftigen sollen, weil wir selbige tüchtig achten, einen und andern unsrer müßigen Leser zu unterhalten.

Es wurde eben ein Haufen solcher kreischenden Elenden, die nicht im mindesten gemeint waren, ihr Unglück mit Standhaftigkeit zu tragen, unter dem Jubelgeschrei der rasenden Menge, welches die Lüfte dröhnen machte, zum Richtplatze geschleppt: als die Verzweiflung einem der Unglüklichen eingab, sich in ein Haus zu retten. Man stürmte ihm nach, auf der Stelle suchten andre die Verwirrung zu nützen, um zu entkommen; das gelang jedoch nur einem einzigen, die übrigen wurden auf das jämmerlichste zerschlagen, und litten nun unter den

Fäusten ihrer christlichen Henker einen dreifachen Tod. Ben Aschar entkam in das Haus einer Wittwe, und war so glüklich, sich vor der nachdrängenden Menge im Rauchfang zu bergen.

Die Wittwe sah ihn, da er in ihr Haus sprang, schloß auch bald auf den Ort, den er sich zum Asyl erwählet, und menschlich genug, nahm sie sich vor, das Leben eines Juden zu retten. Mit scheltender Zunge trieb sie das Getümmel zum Hause hinaus, blieb an der Thüre stehen, bis der Zug vorüber war, und verriegelte alsdann dieselbe. Jezt trat sie unter den Rauchfang; „Komm herab, junger Jüd,“ rief sie mit halblauter Stimme, „der Hauf' ist vorüber; es soll dir kein Leids geschehn!“ Der arme Schelm in seinem unsaubern Zufluchtsorte wär schier vor Schrek herabgeglitten, da er sich entdekt sah; er war sich nichts weniger als eines christlichen Mitleids versehen, und intonirte ein gar jämmerliches Lamento, das zwar in Rüksicht der Wittwe nicht nothwendig, doch auch nicht ohne allen

Nutzen war. Denn wer bei dem Flehen des Unglücklichen taub, und bei dem Anblick der schönen Natur blind ist, den hat Gott im Zorn erschaffen; sein Herz ist den Freuden des Lebens verschlossen; seine Tage dehnen sich ihm zur unerträglichen Last, und das Grab hat nur Verzweiflung für ihn. Der guten Frau jammerte die Angst des armen Jüdleins noch mehr; sie schafte eine Leiter herbei, damit er gemächlicher herabsteigen möchte, und redete ihm freundlich zu. Aschar wankte herab, zitternd wie ein Espenlaub am ganzen Leibe, und warf sich seiner Retterin zu Füßen. Dieselbe aber verwies ihm das, führte ihn in ein heimliches Kämmerlein, reichte ihm einen Becher guten Weins, seine erstorbenen Lebensgeister anzufrischen, und brachte Wasser herzu und gab ihm Hemd und Wams von ihrem seeligen Manne, daß er sich säubern und reinigen möchte. Der Jüd merkte bald, daß er in guten Händen wär'; allmählich verließ ihn die große Angst, und man hub an Rath zu pflegen, was ferner zu thun sei; da denn zulezt beliebt wurde,

daß

daß er vor der Hand bleiben sollte, wo er wär.

Die fromme Wittib, welcher die Mutter Gottes, die ja auch eine Jüdin war, bereits die That reichlich vergolten hat, pflegte im heimlichen Kämmerlein des Geretteten so wohl, als die wohlbekannte fromme Purpurkrämerin dem heiligen Paulo nur immer thun konnte; sie ermahnte ihn auch fleißig, den alleinseeligmachenden christlichen Glauben anzunehmen, damit dereinst seine Seele behalten würde, wobei sich denn der Sohn Abrahams gar erbaulich benahm, und alles zu thun heilig versprach, so schier es nur mit Sicherheit geschehen möchte. Indessen wurden von Zeit zu Zeit mehrere Juden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen und hingerichtet. Aschar und seine Wittib schwebten darum in großer Angst, und nahmen den Entschluß, ersterer sollte sich von Straßburg hinweg machen, und als ein Kriegsknecht, der von den Schweizern käme, irgendwo sein Unterkommen suchen. Frau Walpurgis thät hierauf ihres seeligen Mannes Rüstkammer

mer auf, versah ihn mit einer Pike, und einer rothen Kappe; also ausgerüstet machte sich der Jüd eines Tages bei guter Frühe über den Rhein, des Sinnes, durch Schwaben nach Franken zu ziehen, um dort bei einem Fehdelustigen Rittersmanne in Dienste zu gehen, bis einmal die Sterne den Saamen Abrahä günstiger scheinen würden. Denn mit seiner Bekehrung mochte es nun zwar wohl der guten Wittib ein Ernst sein, was aber ihn selbst anlangte, war dieses leider nicht der Fall.

Der wahre Menschenfreund thut niemals eine gute That nur halb; so hatte Frau Walpurgis, damit unser Wicht, bis er sein Unterkommen fände, vor Mangel gesichert wäre, ihm ein artiges Beutelein, strotzend von Pfennigen, mit auf den Weg gegeben. Die Bedürfnisse des Lebens waren bei der dermaligen geringen Menschenzahl gar sehr wohlfeilen Kaufs, und wenn man uns nicht mit Unwahrheit berichtet hat, galt jezt der Scheffel Korn nicht mehr als einen Groschen, und ein Schock Eyer, die besten,

gar nur einen Pfennig. Ueberdies gab man vordem einem vagirenden Kriegsknechte *) gern eine Ritterzehrung und Nachtherberge; also schlug sich der maskirte Jud eine gute Zeit herum, ohne daß er großen Abgang an seinem Baaren verspürt hätte. Er durchzog die Gegenden am Rheine und das Schwabenland, und hatte an gar vielen Orten das Herzeleid, die Verfolgung seiner armen beschnittenen Brüder mit anzusehen. Hierüber wuchs seine Abneigung gegen die Be-

*) Gern, um für ihren Tücken sicher zu sein. Wenn eine Fehde geendet war, so dankten die Herren die Lanzknechte ab, und diese strichen alsdann im Lande umher, den ärmern Bewohnern zur größten Plage. Wie denn überhaupt das arme Deutschland ehemals von Landstreichern schrecklich heimgesucht wurde.

„Das eben wenden wir letz, mit versaumnus der rechten armen, so wir zu geben allein schuldig, auf lose, faule Büben, starke Landstreicher, Sophoier, Wälhen, Jacobsbrüder, Romferter, Farende schüler, Landsknecht, Störer, Stationirer, starke mönch und Pfaffen, büren und büben." Sebast. Frank.

Bekenner des Christenthums zum wahren Abscheu; er konnte den alten Vorsatz, bei einem christlichen Herrn in Dienst zu gehen, nicht länger bei sich dulden.

Aber was er sonst anfangen sollte, das gieng ihm mächtig im Kopfe herum; denn auch das hatte Aschar mit seinen Brüdern aus dem Hause Israel gemein, stündlich von den Sorgen der Nahrung geplagt zu werden. Er dachte mit Schrecken an den leeren Raum, der sich mit der Zeit dennoch in seinem Seckel ergeben müsse, und zerquälte sich, ein Erwerb ausfindig zu machen, diesem Uebel in Zeiten vorzubeugen. Aber immer blieb der Handel das einzige Mittel, und dieses schien zur Zeit ein gar gefährliches zu sein, wie leicht hätte er nicht können erkannt werden! Doch mußte es am Ende dieses sein, und wie wär es einem Israeliten auch anders möglich? Aschar fieng jedoch seine Sache schlau genug an.

Auf seinen Wanderungen hatte er oft gesehen, und im Herzen allemal darüber gelacht, mit welcher Aufmerksamkeit das Volk

der Christenheit den Pilgrimen begegnete, sonderlich denen, die aus dem heiligen Lande kamen. Sie wurden aller Orten wohl aufgenommen, gespeiset, getränkt, gepflegt; aber mehr als dieses gefiel ihm ihr kleines Negoce mit Gotteslämmlein, Amuleten und mancherlei kleinen Reliquien. Nach so etwas lüstete ihn gewaltig, und diese Begierde brachte bald in ihm den Entschluß zur Reise, fürderhin das Land als Wallfahrter zu durchstreichen, und den kleinen Schacher derselben zu treiben nach Möglichkeit. Er versah sich unter der Hand mit einem Pilgerrock und einem Barte, machte ein paar forcirte Märsche nach dem Lande Franken, und trat hier auf einmal als ein Pilgram auf, der nicht nur das heilige Grab, und den Berg Sinai, sondern auch die Städte Sodom und Gomorra, und noch viel heilige Orte mehr befahren.

Noch ehe sein Entschluß zur Ausführung gedieh, fieng er schon an auf einen guten Vorrath aller gangbaren Handelsartikel frommer Pilgrime bedacht zu nehmen. Daher

her hatte er jezt Agnus Dei von Messingblech, die er selbst verfertiget, Zähne von diesem und jenem heiligen Märtirer, die er in Beingruben und auf Schädelstätten gesammlet; Dornen aus der Dornenkrone des Erlösers wuchsen für ihn an allen Zäunen, so führte er auch Säcklein von Erde aus dem Grabe Christi, das in einen Stein gehauen war, und mehr dergleichen kurze Waaren. Wo er nun hin kam, schlug er seinen Kram auf, und schmeckte inniglich das Vergnügen, seinen Handel guten Fortgang nehmen zu sehn. Er freute sich, mit der Zeit ein gediegner Mann zu werden, und nahm sich vor, nichts hierzu dienliches zu unterlassen. Allein der gute Kauz konnte sein Glück so wenig tragen, als viele andre ehrliche Mutterkinder hienieden; und es fehlte nicht viel, so wäre sein Schifflein in seinem besten Laufe gescheitert, denn seine Habsucht vermehrte sich, so wie das Geld in seinem Seckel zunahm.

Es war damals starke Nachfrage nach Rippen von St. Görgens Gaul. Die heroi-

schen Rittersleute glaubten von diesem sonderbaren Heiligthum Wunderdinge, und wer dergleichen habhaft werden konnte, trug es im Felde und zu Hause bei sich herum. Einsmals begegnete dem Pilgrim der Ritter Marquard Stieber, der eben mit seinen Reisigen hinzog, den Popfinger zu befehden. Der fromme Mann gab ihm seinen Seegen zu dem löblichen Beginnen, unterließ auch nicht den Reisigen seine heiligen Siebensachen feil zu bieten, und wurde bald vom Ritter gefragt, ob er nicht eine Rippe von St. Görgens Roß mit vom Berge Sinai gebracht hätte? Aschar versezte achselzuckend; dieselben wären auch dort äusserst rar, und bedauerte, daß er nicht dienen könnte. Nicht so bald aber war der Jüd allein, als er sich unwillig vor die Stirn schlug, daß er einen so profitablen Artikel nicht längst schon sich zugelegt; und von Stund an spolirte das industriöse Genie den Schindanger, wohin er kam. Wunderbar, auf manchem kams ihm vor, als wären schon andere vor ihm da gewesen, und er fand oft eher einen Kinnbacken als eine

Rippe.

Rippe. Ganz von ungefähr stieß ihm einmal hierbei der Gedanke auf; wie sich weiland Ehrn Simson, da ihm sein großer Prügel just nicht zur Hand war, eines dergleichen Instruments zu eben so großem Schaden als Schrecken seiner Feinde der Philister bedienet. „Halt, sprach er, das ist ein Fund!“ er nahm die Reliquie auf, säuberte und glättete sie, und freute sich im Geiste, solche bald als: „Eps vores“ an Mann zu bringen.

Um diese Zeit trieb unser Ehrenmann sein Wesen in Meissen und dem Osterlande, nachdem er bisher die frommen Seelen des Franken- und Voigtlandes schier sämtlich in Kontribution gesetzet hatte. Er kam heute nach Leisnig, und unterließ nicht, dem hiesigen Burggrafen (eben dominirte Heinrich V.) mit seinem Zuspruch zu beehren. Diesem bot er, nachdem er ihm vorerst kräftig vorbereitet, sein seltnes Heiligthum an; und las mit großem Vergnügen die Begierde darnach in seinen Augen. Er hütete sich daher, sobald loszuschlagen; und der Handel dauerte wohl zwei Tage. Endlich ward

man um die kleine Summe von 20 Mark Silbers einig, die des Burggrafen Seckelmeister alsbald aufzählte. Jener strich das Geld ein, allein es stieg hierbei eine Angst in seinem Innern auf, die ihm nichts Gutes zu verkündigen däuchte; er nahm also von dem wundergläubigen Burggrafen Abschied, und machte sich ohne großes Gepränge endelich von hinnen.

Und das ließ ihm sein guter Geist rathen. Denn noch denselben Abend suchte der alte Abt des Klosters Buch den Herrn Burggrafen heim, da dieser denn nicht Anstand nahm, das neu erkaufte, theure Kleinod zur Stelle zu bringen. Der Alte blinzelte und schüttelte zweifelmüthig den Kopf: „Herr Burggraf," sagte er, „der Kinnbacken ist schön und kann für ein feines Heiligthum gelten; daß es aber derselbe sei, womit der Gottesheld Simson die tausend Philister zur Höllen gefördert, daran möchte ich fast zweifeln!" Den Burggrafen befremdete diese Rede, er antwortete kurz: „Aus was Ursachen, Herr Abt?" Aus

Ursachen," erwiederte dieser, „weil man den wahren Kinnbacken, womit der Gottesheld das große Wunder verrichtet, seit mehr denn tausend Jahren im Dom zu Bremen unter viel andern heiligen Gebeinen verwahrt, allwo ich ihn, es sind nun zwanzig Jahr, mit diesen meinen Augen gesehen habe." „Ei, was hindert mich das," sagte jener aufgebracht, „zu glauben, daß der meinige der wahre sei?" „Nein, Herr Burggraf," versezte der Abt wieder, „der wohl nicht, der die tausend Heiden auf immer vom Zahnweh geheilt; aber schaut her, der Kinnbacken ist ein Linker, es ist unstreitig der Bruder von jenem, denn ein Esel führt ja, wie wir wohl wissen, der Kinnbacken zween." „Ja, so wie zween Hinterbacken," knirschte der Burggraf, den es äußerst verdroß, beides, daß er sollte übers Ohr gehauen sein, und der Schimpf des Abts. Auf der Stelle ließ er den leztern, und gab Befehl mehrerern seiner Diener, den Pilger, der heute abgezogen, schleunigst aufzusuchen und herbeizubringen. Es war Nacht, demungeachtet saßen zehn rüstige

Knechte auf, den Pilgersmann einzuholen; sie kamen aber über den dritten Tag einer nach dem andern wieder heim, und wen sie nicht mitbrachten, das war der Sohn Aschar. Das diente denn auch unserm Helden zu sonderlichem großen Heil, denn der zornmüthige Burggraf (das Geschlecht der Burggrafen zu Leisnig brachte zu allen Zeiten barsche Köpfe hervor), würde, ohne die mindeste Rücksicht auf seine Pilgerkutte zu nehmen, sein Müthchen schrecklich an ihm gekühlt haben. Wer steht uns dafür, daß er ihn nicht in das tiefste Verlies seiner Burg werfen, und jämmerlich hätte verschmachten lassen? Dann wär auf einmal dem armen Jüdlein mit sammt seinen schönen Aussichten das Sterbelied gesungen gewesen, und selbst wir alle wären zu kurz gekommen. Seine Geschichte, von welcher der geneigte Leser nur immer erst das Präludium vernommen, und von dem wir nur wünschen, daß es ihm nicht zu lang gedäucht hat, wie könnten wir uns auch in dieser Stunde angenehmer unterhalten, als mit ihr?

Ben Aschar hatte sich nach seinem Abzuge von Leisnig nordwärts gemacht, und war in Wald hineingegangen, vielleicht absichtlich, und in der Hütte eines Kohlenbrenners eingekehrt. Hier fand er die Mutter der Wirthin auf dem Sterbebette, und man freuete sich ungemein, als der heilige Mann zur Thüre eintrat, weil man nun jemanden hätte, der die Sterbende in ihrem lezten Kampfe trösten könnte; denn ein Pfarrer war jezt schwer zu finden, die meisten hatte die Pest hingeraft. Der Jude konnte dieses christliche Werk, woran ihm jedoch leider wenig gelegen war, unmöglich ausschlagen, er mußte den Tod des alten Weibes abwarten, derselbe aber erfolgte erst den dritten Tag. Also geschah es, daß ihn die Reisigen des Burggrafen nicht fanden, und daß ihm dieser, wie er sich fest vorgenommen, den frechen Handel, weshalb er, unter uns gesprochen, längst schon eine derbe Züchtigung verdient hätte, nicht legen konnte. Doch ein bald erfolgendes Etwas machte, daß ihn der arme Gauch, der sich das nimmermehr träumen lassen, freiwillig aufgab. Ohne

dies möchte er wohl bald einmal übel angelaufen sein, denn nach seinen Gedanken wollte er noch wenigstens den ganzen Norden mit seinen Raritäten versehen.

Mit andern Pilgrimen vermied Ben Aschar auf seiner Fahrt aus leicht abzusehenden Ursachen alle Gemeinschaft. Traf er auf einen oder mehrere; so hieß es bei ihm jederzeit: „Guten Tag, und guten Weg!" Gleichergestalt wahrete er sich vor den Geistlichen und den Klöstern; nur mit den Nonnenklöstern machte er im Fall der Noth eine Ausnahme. Dieses mußte er auch jezt thun, da er eines Abends müde und matt, sein Seckel beschwerete ihn sehr, bei einem solchen anlangte.

Die guten Nonnen, deren nicht mehr denn fünf waren, weil auch hier die Pest wie der Marder im Hünerstalle gewürgt hatte, nahmen den müden Pilgersmann freundlich auf, und müheten sich sämmtlich, ihm gütlich zu thun; wofür er sie jedoch mit Erzählungen von den heiligen Orten, die er besucht, wie er meinte, reichlich bezahlen

mußte.

mußte. Dennoch gefiels dem Wicht bei den freundlichen Nönneleins, und da morgen ein Feiertag war, lies er sich leicht bereden, denselben bei ihnen zu begehen.

Vor allen fand der ehrwürdige Betfahrer groß Behagen an der jungen Herlindis, der jüngsten und schönsten von den Nonnen. Sie war noch Novize, ihre ganze Sippschaft war in den Sterbensläuften umgekommen, und die Schwestern hatten sie als eine verlaßne Waise erst vor einem halben Jahre im Kloster aufgenommen. Das Mädchen war beides schön und artig, auch sehr lebhaft, und das Kloster schien nicht ihre Bestimmung zu sein. Eine ihm bisher ganz fremde Empfindung bemächtigte sich bald des armen Jüdleins. Wenn er sie sah, wards ihm warm ums Herz; sie schwebte ihm vor den Augen, wenn er sie nicht sah, und bald füllte nur sie allein seine Gedanken aus. Er konnte sich unmöglich entschließen, das Kloster so bald zu verlassen. Daher empfand er am dritten Tage einen heftigen Fluß im linken Beine, der, wie er die

Nonnen berichtete, ihn oft heimsuchte und seine Büßungen erschwerte. Das gutmüthige Völklein trug groß Mitleid mit ihm; man brachte Balsam und heilende Kräuter in Menge herbei, und Herlindis blieb zu großem Trost des armen Breßhaften nicht unthätig. Der vergaß nun Betfahrt und Reliquienkram, selbst seines großes ledernen Geldsaks, der doch von jeher sein angebeteter Götze gewesen war, achtete er jezt wenig; so sehr siegete die Liebe, die Königin der Herzen. Der Zufall am Fuß hatte nun mit abwechselnden heftigen Schmerzen vier Tage gedauert, und es mußte sich endlich zur Besserung anlassen. Der besorgte Leser meint vielleicht, es sei jezt unserm Seladon im Pilgerrocke eben so wenig geholfen gewesen, als vor den vier Tagen; aber nein, ein Umstand ließ ihn hoffen, (und mit der Hofnung ist in der Liebe schier alles gewonnen;) seine angebetete Herlindis — in der Folge mehrmal und oft zu sehen.

Denn in der Zeit, da er sich in dem Kloster aufhielt, hatte er oft Gelegenheit zu hören,

hören, daß es hier sowohl an einem Vorsteher oder Probst, als an einem Schreiber gebräch. Auch diese hatten die guten Nonnen in der schrecklichen Pest verloren. Nun fiels, wunderbar genug! auf einmal dem Pilger ein, Klosterschreiber zu werden; und bereits mit Metamorphosen vertraut, beschloß er den alten Pilgerrock bald möglichst abzulegen, alsdann wieder in dem Kloster zu erscheinen, und sich für einen Schreiber auszugeben; da er denn nicht zweifelte auf- und angenommen zu werden. Mit diesem Entschlusse wards ihm leichter, den Ort zu verlassen, der seine schöne Herlindis in sich schloß, und er beschleunigte jezt seine Abreise, die er vorher so geflissentlich verzögert hatte. Er gab auch seinem Herzen einen Stoß, indem er den frommen Nonnen für ihre Güte und Pflege mit Worten voller Salbung einen Splitter vom Kreuze Christi verehrte, welche sämmtlich darüber, Herlindis selbst nicht ausgenommen, bis zu Thränen gerührt waren. Hierauf empfahl er sie und ihr Kloster in den Schutz Gottes, seiner Mutter und aller seiner Heiligen,

ligen, grüßte sie nochmals freundlich, blickte seine Herlindis an, seufzete und schied.

Die Liebe hatte in Aschars Substanz tiefe Wurzel geschlagen; er war noch keine Viertelstunde unter Weges, so versank er, wie das unter solchen Umständen gewöhnlich ist, in Träume, die je länger, je sonderbarer wurden. Er entwarf sich allerlei Plänchen, und jezt, zum allererstenmale in seinem Leben, wünschte er ein Christ zu sein, und das — um Herlindis willen. Seine väterliche Religion hatte bisher noch den Vorzug vor seinem Mammon behauptet; — alles was man von einem Juden verlangen kann! und er hatte derselben innerlich und äußerlich gemäß gelebet; das leztere wenigstens so viel die sonderbarste Lage, in der er sich befand, ihm nur gestatten mochte. Und nun war ihm diese Religion um den Besitz eines Mädchens feil! Träumend, wir möchten schier sagen, halbwahnsinnig gieng er in den Wald hinein, und wies nicht anders kommen konnte, er verirrte sich. Die Nacht überfiel ihn, es wurden allerlei Bedürf-

dürfnisse in ihm wach, die unsre süßesten Vergnügungen des Geistes nur zu oft unterbrechen, und uns an unsre Körperlichkeit mahnen. Jezt erst bemerkte er mit Schrecken seinen Zustand. Hunger und Durst und Müdigkeit stellten sich zugleich bei ihm ein, doch nur gegen die leztere wußte er ein Mittel, das er sogleich ergrif, indem er sich unter einem Baume ausstreckte. Weiter zu gehen wagte er nicht, aus Furcht sich noch tiefer im Walde zu verlieren. Es wurde immer finsterer, er sah nichts weiter vor sich, als hier zu übernachten, und bereitete sich ein Lager von Heide und Moos, so gut es geschehen konnte. Auf diesem brachte er die Nacht wie ein Verliebter — wachend hin, nur waren die Bilder seiner Phantasie nicht allezeit die angenehmsten, je nachdem die Dünste aus dem gurrenden Mägen heftiger emporstiegen. Der Tag brach an, er stand auf, eben so müde als er sich gelagert hatte, und sezte seinen Stab weiter. Glücklich genug erreichte er in kurzem das Ende des Waldes, und sah in einiger Entfernung ein Dorf, hinter welchem sich die Thürme einer

ihm

ihm nicht unbekannten Stadt zeigten, deren Name jedoch in unsrer Urschrift so sehr verwischt ist, daß wir dem geneigten Leser nicht damit dienen können.

Im Dorfe labte und stärkte er sich; eine wohltätige Bäuerin reichte ihm Milch und Brod: und nach der Stadt gieng er, um zu seiner intenzionirten Verwandlung nöthige Verfügung zu treffen. Er begab sich in eine Herberge, wo er bis den andern Tag der Ruhe pflegte, der er sehr bedürftig war; denn aber gieng er gleich am Morgen aus, sich auf dem Trödel umzuschauen. Er kaufte einen Rock von schwarzem Linnen, ein tuchnes Wams von der nämlichen Farbe, ein rothes Koller, und was er mehr zu brauchen dachte. Sehr begierig, wie ihm der neue Anzug stehen würde, wollte er noch denselben Tag in den Wald zurück, um sich daselbst seiner Metamorphorse ohne Zeugen unterziehen zu können. Auch wollte er für nöthig achten, bald möglichst nach dem Kloster zurückzugehen, damit sich nicht etwan ein anderer unberufner Kandidat zu dem vakanten

ten Posten melden möchte. Daneben sehnte er sich heftig, dem geliebten Gegenstande wiederum nahe zu sein. Dennoch hatte er noch so viel Ueberlegung, und diese war ihm im Ganzen erst wieder geworden, seitdem er im Walde hatte pernoktiren müssen, daß er, um wenigstens nicht an der Stimme und Sprache erkannt zu werden, nicht sogar geschwind wieder vor den Klosterschwestern erscheinen dürfte. Er schob also die ganze Sache noch auf zween Tage hinaus, mehr aber konnte er nicht von sich gewinnen.

Endlich nach einer langen Abwesenheit von vier Tagen kam unser in einem Meere von Liebe schwimmender Held in der Attitüde eines vazirenden Schreibers mit einem großen hölzernen Schreibzeuge und einem Pack Federn unterm Arme vor der Klosterpforte an. Er ward eingelassen und als man hierauf nach seinem Begehr fragte, brachte er seine Worte mit einer solchen Dreustigkeit vor, die jedermann glauben machen mußte, daß er ein rechter Schreiber sei, der troz seiner Jugend schon längst das Handwerk ge-

trieben.

trieben. Der wohlgemachte Bursche hatte das Glück der Domina beim ersten Anblick zu gefallen; sie fühlte also doppelt, wie sehr das Kloster eines Schreibers bedürftig sei. Man legte ihm die Bedingungen vor; der Jude hatte nicht Lust groß etwas daran auszusetzen; solchergestalt ward der Handel richtig, und Ben Aschar noch den nämlichen Tag Schreiber. Es konnte ihm auch nichts schaden, daß einige Wochen nachher Herr Ebermund *), der vom Bischof zu Zeiz, als Vorsteher des Klosters anhero gesandt wurde, einen Klosterschreiber mit sich brachte; derselbe mußte ihm weichen, nicht ohne geheimen Verdruß genannten Herrns.

Der

*) In Betracht dieses Namens wollen einige das obige Kloster für das Jungfrauenkloster Marien, Pforte zu Sitzenroda, bei Torgau gelegen, halten, weil um diese Zeit ein Vorsteher dieses Namens hier lebte. Da dieses Kloster eben um diese Zeit zur Diöces des Bischofs von Zeiz gehörte, und die Gegend keine Schwierigkeit macht, warum sollten wir viel dagegen erinnern wollen?

Anmerk. d. H.

Der Wunsch unsers Paladins, seine vielgeliebte Herlindis bald wiederum von Angesicht zu Angesicht zu sehen, gieng also zu sonderlicher Zufriedenheit desselben, so geschwind er nur hoffen konnte, in Wirklichkeit über. Aber eine nähere Bekanntschaft mit ihr, die Gelegenheit, das Geständniß seiner Liebe und seiner Leiden zu ihren Füßen auszuseufzen, sollte sich diese auch sobald finden? Die Klostersitte war zwar damals nicht die strengste, und ein vornehmer Pilger, wovon sich sonst unser Ehrenmann nicht selten das Ansehen zu geben wußte, durfte sich wohl einige Freiheiten in einem Nonnenkloster herausnehmen; aber mit dem Klosterschreiber war es dennoch ein anderer Fall. Zwar war der unsrige von der Aebtißin begünstigt und um seines feinen Ansehns willen, von allen wohl gelitten; doch hätte er eher mit jeder andern, vielleicht mit der ehrwürdigen Frau selbst, eine Vertraulichkeit anspinnen können, als mit der jungen und schönen Herlindis, auf welche aller Augen gerichtet waren, wovon aber die Ursache, wenn wir sonst nicht weiter

gehen wollen, in ihrer Probezeit zu liegen schien.

Aber welche Hindernisse sind der Liebe unübersteiglich? Aschar ließ nichts unversucht, das Mädchen seines Herzens so oft als möglich zu sehen, alsdann aber mühete er sich nicht wenig, ihr durch Blicke seine heiße Liebe zu klagen. Die artige Novize schien ihn bald zu verstehen, zu herzerhebender, unaussprechlicher Freude des schmachtenten Schäfers. Aber sich unter vier Augen zu sehen, sich zu sagen, daß man sich verstehe, daß man eben so sehr liebe als geliebt werde, nur hierzu schienen alle Wege versperrt und verriegelt zu sein.

Jezt ereignete sichs, daß der Abt von Bosau im hiesigen Kloster ankam. Ihm hatte der Bischof von Zeitz, da er selbst alt und schwach war, die Aufsicht einiger entfernter Klöster übertragen, und er kam hierher, die feierliche Einsetzung des Herrn Ebermunds zu verrichten. Dieselbe wurde denn nach Klosterbrauch und Gewohn-

heit

heit mit Singen und Beten, einem feierlichen Hochamte und einer guten und tüchtigen Mahlzeit, wobei es nicht an köstlichem Getränke mangelte, sehr andächtig zelebrirt. Derjenige kann sich allenfalls einen Begrif hiervon machen, welcher der Einsetzung eines Dorfpfarrers, oder auch nur einer so genannten Kirchrechnung beizuwohnen Gelegenheit gehabt hat. Denn noch jezt freuen sich die Diener Gottes seiner Wohlthaten und genießen sie gern.

Als man aus der Messe kam, wurde kürzlich auch der neue Schreiber dem Herrn Abte vorgestellt, der wendete alsbald seine Augen gnädig zu ihm, ermahnte und bestätigte ihn in seinem Amte.

Allein an dem festlichen Mahle Theil zu nehmen, war einem armen Schreiber in den damaligeu Zeiten eben so wenig vergönnt, als in den unsrigen; doch war sein Tisch durch die Gunst der Domina reichlich genug bedacht.

Er saß eben auf seiner Kammer und that sich gütlich an den Schleckerbißlein, als

 ihn

ihn auf einmal ein ungefährer Blik durchs Fenster, das in den Garten gieng, den Appetit benahm. Er sah Herlindis im Garten sich ergehen. „Jezt oder niemals!“ sagt' er und mit wankenden Knien und klopfendem Herzen nahete er sich der Thür' des Gartens, die — dießmal nicht verschlossen war.

Herlindis, lieber Leser, liebte eben so heftig, als sie geliebt wurde. Der schmucke Schreiber hatte auch sehr bald ihren Augen gefallen, seine bedeutenden, liebeathmenden Blicke waren ihr gleich anfangs nicht entgangen, sie faßte Neigung für ihn. Jugend und Temperament machten diese bald zu der heftigsten. Sie schmachtete eben so sehr nach Mittheilung, als der, so sie liebte, und durch Wunsch und Ahndung getrieben, hatte sie sich eben jezt, da sie unbewacht war, in den Garten begeben.

Sie erschrak, als sie jezt den Geliebten im Garten erblickte, allein es war ein angenehmes, freudiges Erschrecken. Sie gieng noch einige Schritte förder, sahe denn ein-

dend sich nach ihm um und verlor sich am Ende des Gartens in ein Gebüsch. Zitternd und mit unbeschreiblicher Beklemmung wankte Aschar ihr nach. Sich ihr gänzlich zu nahen, das wagte er nicht; er blieb ihr gerade über in einiger Entfernung stehen. Das Mädchen, da sie ihn so sah, lächelte. Sie wollte ihn nicht lange in Verwirrung lassen. „Ei, Diez," so nannte er sich als Schreiber, „ei, Diez," sagte sie, „was schafft du hier im Garten?" Er trat näher: „O Herlindis!" mehr konnte er nicht sprechen. Er sezte sich zu ihr auf die Rasenbank stumm und zitternd. Des Mädchens Wangen glühten, ihre Augen schmolzen in ein Feuer, ihr Busen hob sich in gewaltigen Schlägen; stumme Seufzer, Händedrücke und denn von beiden Seiten ein unwillkührliches: „Ach, ich liebe dich!" Ein Kuß und wieder einer, und erst jezt, da sich der Rausch ein wenig verlor, folgte unter Vergießung vieler Thränen die gegenseitige Erklärung der heftigsten Leidenschaft. Nach und nach entspann sich ein vertrauliches Gespräch, und nachdem sie mit einander einig

 waren,

waren, ihren Umgang auf Herlindis Zelle, wohin er ohne große Schwierigkeit gelangen konnte, bei nächtlicher Weile, jedoch behutsam fortzusetzen, erinnerte das Mädchen zuerst, daß es Zeit sei, sich zu trennen.

Von heute an sahen sich unsre Liebenden alle Nächte; sie waren so glüklich, als die Liebe den Sterblichen machen kann; die Wonne, die eins dem andern gewährte, blieb immer gleich groß und neu. In diesem Taumel verstrich schier ein Vierteljahr; sie dachten wenig an die Zukunft, und ach! sie wurden gegen die Behutsamkeit, die ihnen doch so nothwendig war, und die sie sich gleich anfangs gelobt hatten, gleichgültig, nachläßig. Eine und die andre Schwester schöpfte Verdacht, die Eifersucht, die auch innerhalb der Klosterzwinger nicht fremd ist, erwachte; sie theilten sich einander mit, man verdoppelte die Aufmerksamkeit, und sah, wie beide mit jedem Tage mehr Ursache zum Verdacht gaben. Endlich, um auf den Grund zu kommen, beschloß man des Nachts

den Zugang zu Herlindis Zelle zu bewachen und hier erfuhr man, was man — gewollt hatte.

Die älteste, häßlichste und darum eifersüchtigste Nonne erbot sich, die Wache zum erstenmale auf sich zu nehmen. Ihre Mühe belohnte sich bald. Sie war noch keine Viertelstunde auf ihrem Posten, als sie etwas leise den Gang herkommen hörte; gleich darauf gieng die Thüre von Herlindis Zelle auf und wieder zu. Eine Art von Freude, die nur leider so vielen Menschen natürlich zu sein scheint, ob sie gleich die unrühmlichste ist, bemeisterte sich schnell der Wächterin. Sie wekte ohne Anstand die übrigen vom Komplott; eine davon meinte, das sich ohne die Domina nicht wohl etwas unternehmen ließe; diese wurde denn zum Ueberfluß auch herzu gerufen. Sie schlichen nun mit gesammter Hand leise zur Thüre, sie machten sie auf: und ach! sie überraschten die Liebenden in einem Zustande, in welchem man sich am allerungernsten betreten läßt. Ein lauter Schrei aus dem Munde der Nonnen bestätigte dieß. Die Domina,

das größte Aergerniß zu vermeiden, ließ schnell die Thüre wieder verschließen und die beiden bedauernswürdigen Opfer der Liebe und Sorglosigkeit in einer Lage, welche die schreklichste, die verzweiflungsvollste war. Das Mädchen kämpfte unter den fürchterlichsten Ohnmachten, Diez schrie einigemal um Erbarmen, bald aber betäubte ihn die Angst; er konnte nicht trösten; er konnte weder beten noch fluchen.

Die Thüre wurde nun zum zweitenmal geöfnet. Die Nonnen bemächtigten sich der Novize, deren Zustand noch immer schreklich war, ohne daß er darum Mitleid erregt hätte. Diez warf sich auf die Knie, nur für sie, nicht für sich selber zu bitten; umsonst er ward einigen Männern übergeben, die man mittlerweile aus dem nahanliegendem Dorfe herbei geholt hatte und welche ihn alsbald mit sich fortnahmen.

Die arme Herlindis! Zwo Nonnen, von deren schneidenden Zungen sie über die Maaßen litt, bewachten sie diese Nacht.

Der

Der Morgen kam und sie ward zum Verhör vorgeführt. Sie gestand die Schuld, die sie auch nicht hätte läugnen können; sie gestand, wie lange sie schon Verbrecherin war, aber damit noch nicht zufrieden, untersuchte man sie und fand, — sie war schwanger! Anstatt aber aus dieser Ursache ihrer zu schonen, verurtheilte sie das Ungeheuer, die Domina auf der Stelle zu zwanzig Streichen mit der Disciplin. Dann ward sie nach einem unterirdischen finstern Gewölbe gebracht, und die Unmenschlichen, die sie dahin begleiteten, um ihre Verzweiflung aufs äußerste zu treiben, sprachen von schreklichen Strafen, die auf ein solch Verbrechen folgen müßten, sie sprachen sogar von Einmauern. Herlindis, nicht zur Dulderin geschaffen, empfand alle Schreknisse ihres Zustandes und konnte sie nicht ertragen. Sie unterlag von neuem einer Ohnmacht, die sehr lang anhielt. Während der legten sie die zarten weiblichen Seelen auf ein elendes Lager von Stroh, und ließen sie in dem schauderhaftesten Orte und in dem hülflosesten Zustande allein. Sie erwachte, sie jammerte, sie schrie, bis

die äußerste Mattigkeit mit trostloser Verzweiflung sie überwältigten. Man brachte ihr Wasser und Brod, und wenn eine lebendige Seele sich ihr nahete, geschah es nur, die Unglückliche mit neuen Vorwürfen, neuen Drohungen zu peinigen.

Erträglicher gieng es dem gleichschuldigem Schreiber Diez. Vielleicht zu seinem Glücke war Herr Ebermund eben abwesend, dieser war ihm aus bekannten Ursachen nicht grüne. Die Domina aber, ob sie schon sehr zürnte, glaubte dennoch mit ihm, als dem Verführten, Mitleid haben zu müssen. Sein Gefängniß war darum leidlich, und seine Kost die gewöhnliche. Allein sein innerer Zustand war nicht minder der traurigste. Was auch ihm selbst wiederfahren möchte, das bangte ihm wenig, alles aber, wir müssens zu seiner Ehre gestehen, fürchtete er für seine Geliebte. Er hatte in seinem Leben die fürchterlichsten Dinge von der Klosterzucht gehört, und Entsetzen ergrif ihn, wenn er an ihr Schiksal dachte.

Man

Man erwartete um diese Zeit den Abt von Bosau, zu der gewöhnlichen Visitazion im Kloster. Derselbe langte auch schon am dritte Tage nach jenem traurigen Ereignisse an. Die Domina säumte nicht, ihn sogleich von dem vor kurzem im Kloster verübten gröblichem Verbrechen zu benachrichtigen. Man legte ihm den Zustand der Sache vor, aber der menschlichere Geistliche war gleich anfangs nicht mit der allzustrengen Behandlung der Sünderin zufrieden, und wollte es keine Stunde aufschieben, sie selbst zu vernehmen.

Er stand von seinem Stuhle auf und gieng nachdenkend im Zimmer auf und nieder. Indeß würde Herlindis vorgeführt. Der Schmerz hatte sie schreklich entstellt, ihr Angesicht war aufgedunsen und erdfarben, ihre Augen standen stier, und auf ihren Minen lag dumpfe Verzweiflung. Der Abt erschrak ob der Gestalt, die er selbst als die blühendste gekannt hatte; eine Thräne stieg ihm ins Auge und ein Blik auf die versammelten Nonnen kündigte ihnen seine Vor-

würfe

würfe an. „Meine Tochter,“ sprach er in sanftem Tone zu der Schuldigen, die einer Maschine gleich leblos vor ihm stand: „Meine Tochter, du hast durch deine Uebelthat den Zorn des Himmels auf dich geladen; der Himmel aber ist nicht unversöhnlich, er wird dich, wenn er deine aufrichtige Reue sieht, wiederum zu Gnaden aufnehmen!“ Herlindis, gerührt durch die gütige Rede des besserdenkenden Abts, weinte. Dieser fuhr fort: „Wir sind auf dieser Welt leider gar zu viel Versuchungen zu sündigen unterworfen, und kein Mensch ist stark genug (er sah bedeutend die Nonnen an) denselben zu allen Zeiten zu widerstehen. Der Schreiber, meine Tochter, kam also zu dir in die Zelle?“

Herlindis. Ja.

Abt. Er legte sich auch zu dir ins Bette?

Herlindis. Ja.

Abt. Er war entkleidet, da er sich zu dir legte?

Herlindis. Ja.

Auf

Auf einmal rief der brave Mann mit halblachendem Tone, indem er die Uebrigen ringsherum ansah: „Nun ja, wer möchte das nicht?“

Alle sahen verblüft einander an und konnten in ihrem Erstaunen nicht unterlassen, bei sich zu wiederholen: Wer möchte das nicht? Gleich darauf befahl der milde Richter, die Sünderin, die während des ganzen Auftritts nur wenig gefühlt hatte, nach ihrer Zelle zu bringen; und ohne ein Wort mit den Nonnen, die ihre Befremdung nur mit Mühe bergen konnten, zu sprechen, ließ er den Schreiber vorführen. Leichenblaß und am ganzen Leibe zitternd, als ob ihn der Ritt *) schüttelte, trat der herein; er warf sich dem Abte zu Füßen, dieser aber hieß ihn aufstehen. „Mein Sohn,“ sagte er, „du hast sehr gesündiget, du hast eine Jungfrau geschändet, die dem Herrn bestimmt war, du hast die heiligen Mauern dieses Klosters entweihet, aber Gott nimmt sich des Sünders an, dem seine Uebelthaten aufrichtig leid sind.

*) Das kalte Fieber.

sind. Bereuest du deine Sünden von ganzem Herzen?“

Diez. (zitternd) Ja.

Abt. Nun so will ich heute Gottes Stelle vertreten. Deine Sünden sein dir vergeben und deine Buße sei, daß du Herlindis, die von dir schwanger ist, und die um deinet willen viel gelitten hat, — zum Weibe nehmest.

Das hatte sich der arme Diez nicht versehen; aber bald ging sein Erstauen in unaussprechliche Freude über. Unwillkührlich schlug er in seine Hände und schluchzend rief er: „Wunder Gottes! Der Mann ist ein Engel!“

Der Abt wendete sich jezt zu den übrigen und in einem feierlichen Tone hub er an: „Wir denken noch alle mit Zittern daran, wie zorniglich uns die Hand des Herrn vor kurzem heimgesucht. Aber, wir hattens mit unsern Sünden verdient, daß Tausende von unsern Brüdern und Schwestern hinstarben, daß lange Zeit das Land einem einzigen Siech-

haus

haus glich, und nun schier zur Wüste worden ist. An unserm unglüklichen Nebenmenschen hatten wir das verschuldet. Spielten wir nicht oft und vielmal mit ihrem Glük und Leben, als wär es nichts? Das sahe Gott, und er konnte den Unbarmherzigen länger nicht barmherzig sein! Sagt nun, hab ich recht gerichtet?"

Alle antworteten unwiderstehlich: „Ja!"

„Bedenkt, fuhr der Abt fort, daß Herlindis, die Sünderin, ein Geschöpf Gottes unter ihrem Herzen trägt, das noch gar nichts verschuldet hat, wer könnte so grausam sein, dieses zu vernichten? Ihr grift in Gottes Verhängniß, da ihr das Mädchen zu einer Nonne machen wolltet, sie soll Mutter werden, Mutter vielleicht vieler Kinder, und bedarf das Land wohl jezt der Menschen nicht?"

Diez war ganz Erstaunen und Freude: einen solchen Mann hatte er unter den Christen nicht vermuthet: „O wären doch alle Christen so!" seufzte er.

Der

Der Abt gebot ihm jezt zu folgen. Er nahm ihn mit sich nach Herlindis Zelle. In Thränen gebadet fanden sie die Arme. „Weine nicht mehr, meine Tochter," sagte der Diener des guten Gottes, deine Schuld ist gebüßt! Dein Diez, den du liebest, soll Morgen dein Gatte sein."

Der Armen war alles nur ein Traum. Sie schien jezt zu erwachen, aber von tausend Gefühlen bestürmt, konnte sie nicht sprechen. Ein neuer Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen, Thränen der tiefsten Rührung, unerwarteter Freude Thränen. Diez weinte laut mit; lange ließ auch ihm die Wehmuth nicht Worte finden, endlich rief er: „O Herlindis, diesen Engel hat uns Gott gesendet!"

Noch in der Stunde sorgte der Abt, daß sie sich aus dem Kloster wegbegeben konnten. Er fragte den Schreiber, womit er sich zu nähren gedächte? Diesem

kam

kam die Frage nicht ganz unerwartet; er antwortete: „Er wäre ein Kaufmann.“ Zwar wär er gern ganz aufrichtig gegen seinen Erretter gewesen, aber die Klugheit widerrieth es ihm.

Die Nonnen wollten nun auch etwas thun, und gaben freiwillig das Erbe der Herlindis, das jedoch nicht beträchtlich war, wieder heraus. Beträchtlicher war das Geschenk, das der gutmüthige Abt Diezen zu seinem Anfange machte, aber noch weit beträchtlicher war die Barschaft des ehemaligen Pilgers, die er, was sich in der Welt kein Inquisit wird rühmen können, in seiner Truhe, wer hätte auch hier so etwas vermuthen sollen? noch in statu integro fand.

Mit diesem artigen Fond begab sich nachher unser Aschar sammt seinem lieben Weibchen in eine andre Gegend, und fieng an Handlung zu treiben, doch nicht mit Reliquien, sondern mit ehrlichen Dingen, und ward ein gesegneter Mann. Ob er ein Jude geblieben, oder ob er sich

hat taufen lassen, davon meldet unsre Urschrift nichts; soviel aber weiß man, daß seine Nachkommen wohlbehaltne Leute sind.

Diese Geschichte erregte zu ihrer Zeit viel Aufsehens, und die Rede des Abts, da er ausrief: „Wer möchte das nicht!“ ward zum Sprichwort. Jezt noch, wenn von etwas annehmlichen die Rede ist, sagen wir: Wer möchte das nicht? Ehedem setzte man noch hinzu: sagt der Abt von Bosau.

Mit dem erwacht ich.

Es war am St. Dionysii-Tage des Jahres, da Albrecht, des Habsburgers Sohn, Adolphen von Nassau auf den Königsfeldern erschlug, als ein ehrsamer Rath und gemeine Bürgerschaft der vornehmen Reichsstadt Augspurg, dem neuen Könige zu feiern, groß Freudenspiel anrichteten, mit stattlichem Aufzuge und Armbrustschießen und einem großen Reihen am Abend. Zu leztern waren alle ehrbare Frauen und Jungfrauen geladen, und erhub sich dahin nebst andern Frau Kordula Pöller mit ihrem Bruder und ihrer Schwiegerin. Ihr Mann war aber nicht daheim und war vor mehr denn zwei Jahren über Meer gezogen, denn er war ein Kaufmann. Und in selbigen Tagen, da der Speditionshandel noch lange nicht auf den Fuß gebracht war, da er jetzo stehet, mußten die Kaufleute weite Reisen und Fahrten auf sich nehmen, wenn sie anders was vor sich bringen wollten.

Frau Kordula war ein Weibchen von fünf und zwanzig Jahren, schön und von zartem Wuchse und einnehmend wie eine Augsspurgerin. Solchergestalt war es wohl eine harte Zumuthung abseiten ihres Eheherrn, die auch nicht leicht mehr gewagt wird, sie so ins dritte Jahr, als so lange gar selten eine Wittib die Probe bestehet, in den Händen unserer Widersacher, wir meinen Fleisch und Blut, allein zu lassen; und welchen wohl ein Starker unterliegt. Mit diesen hatte das Weiblein auch manchen Straus im einsamen Gemache zu bestehen; manche Nacht brachte sie schlaflos unter Thränen und sehnsuchtsvollen Seufzern hin. Dennoch trug sie lange Zeit den Sieg davon, und lebte streng und eingezogen nach der Weise ihres Zeitalters, das leicht reicher an Ehrbarkeit mag gewesen sein, als das unsre ist. Sie hätte auch gewiß dieser heutigen Fröhlichkeit nicht beigewohnet, hätte sie nicht ihre Schwiegerin, aus Ursachen, die wir nicht wissen, dringend dazu aufgefordert. Auch tanzte sie nur einen einzigen Reihen, und zwar mit ihrem Bruder.

Für

Für die übrige Zeit schlug sie jede Einladung aus und machte die Zuschauerin, weil das ihr ziemlicher war. Allein nicht so zufrieden mit ihrem Geschik, als die Leute wohl glauben mochten, saß sie da und seufzte in ihrem Herzen und war betrübt, wenn andre mit ihren Gemal- und Buhlschaften ihrer freudig begonnen, daß sie sich das verziehen mußte.

Ihr Bruder war mit seiner Gattin eben beim Reihen. Sie saß einsam und war in eine Art von Traum versunken. Jezt vernahm sie hinter ihr halblaut gesprochen diese Worte: „Ein Stündlein bei diesem Weibe, was gäb ich drum!“ Sie sah sich um und es ward ihr wunderbar zu Muthe, als sie einen Jüngling erblikte, lang und schön, vollwangig, gelendet und gewadet, wie das Ideal, das zuweilen den schmachtenden Weibleins im täuschenden Gesicht erscheinen soll. Schnell wendete sie ihr Angesicht ab; aber ihr Herz fieng an zu pochen. Sie sah noch einmal hinter sich; der schöne Bube stand noch da und ihr Herz pochte stärker. Es erwachten in ihr Gefühle heftiger als je-

 mals.

mals. Sie kämpfte, aber es däuchte ihr, als müßte sie unterliegen. Während dem wich der Champion keinen Schritt und wenn sie sich umsah, begegneten seine Blicke ihren Augen. „Wer mag er wohl sein, ich möchte das wissen," dachte sie. Sie sah abermal mit halbem Blick nach ihm, und indem sie sich wegwendete, sprach sie, doch also, als ob sie mit sich selbst redete: „Zwo grüne Säulen, ein rother Stein, schau, ob du solche finden magst." Der lauersame Knabe, wie man das leicht glauben wird, verhörte keins dieser Worte; er wollte auch im mindesten nicht zweifeln, daß sie nicht ihm gegolten hätten, und empfand große Freude darob. Kordulas Gesellschaft kehrte jezt zurük; jener fand nun für gut, sich ebenfalls zurükzuziehen. Er gieng auf die andre Seite, und weil der Scherz von nun an kein Interesse mehr für ihn hatte, machte er sich die Stiegen hinab langsam nach seiner Herberge.

Hoffentlich ist dem wißbegierigen Leser daran gelegen, zu wissen, wer der Bursche

war;

war; wir wollen darum nicht säumen, ihm denselben mit kurzen Worten näher zu bringen. Sein Name aber war Barthel Sonnemann, Nürnberg seine Geburtsstadt, und seinem Berufe nach war er ein Kaufgesell.

Leuten seines Standes war es nach damaliger altväterischen Sitte freilich nicht vergönnt, an Feierlichkeiten, als die heutige war, reellen Antheil zu nehmen; er half also hier bloß die Zahl der Gaffer und Lungerer vermehren, die niemals ermangeln sich einzufinden. Uebrigens aber war Sonnemann nichts weniger als ein steifer Reichsstädtler, oder ein schüchterner, verduzter Kaufgesell, wie es vor Alters viele soll gegeben haben; der nur vermöge seiner Spinä Dorsi zu antworten weiß; sondern er hatte mehr die Manieren eines Edelknechts, war fast geschmeidig und ragte überhaupt so sehr über seine Zeitgenossen hervor, als ob ihn Basedows bester Jünger gegängelt hätte. Die Worte: „Zwo grüne Säulen, ein rother Stein“ — tönten ihm die ganze

Nacht vor den Ohren; er fand gewaltig viel Geschmak an dem Abentheuer und nahm sich festiglich vor, es zu bestehen.

Seinem Vorsatze getreu wanderte er von nun an, so ofte es immer nur angehn mochte, durch die Straßen der Stadt und musterte alle Häuser der Reihe nach, um die zwo grünen Säulen und den rothen Stein zu entdecken. Nach vierzehn Tagen, da er die große Stadt zum drittenmale nach allen ihren Straßen, Gassen und Gäßgen passirt war, fieng er schier an zu wähnen, das Weib habe, seine Frechheit zu strafen, ihm eine Nase gedrehet. Das hielt ihn jedoch nicht ab, die Tour noch einmal zu machen.

Auf selbiger kam er so eben bei St. Stephans Kirche um die Ecke herum, als ihm ein Haus in die Augen fiel, das er noch nie so bemerkt hatte, als heute. Es waren zwar daran weder zwo grüne Säulen noch ein rother Stein zu sehen, wohl aber waren die beiden Thürpfosten grün, die Thüre selbst roth angestrichen. „Ha,“ dacht er, „sollt's das wohl sein?“ Er blieb davor stehen, und erhob seine Augen nach den

Fenstern;

Fenstern; aber wie ward ihm, als er diejenige ersah, die er bisher so ämsig gesucht hatte! Ein freundlicher Wink durch die Scheiben machte ihm Muth; er gieng ins Haus, die Stiege 'nauf und zu einer Thür hinein, die, wie er glaubte, um seinetwillen — nur nachläßig angelehnt war.

Frau Kordula hatte in den vierzehn Tagen den Adonis eben so wenig aus dem Sinne gebracht, als er sie. Sie träumte schlafend und wachend von ihm, und Zauberin Phantasey, die alle Hexen von Endor und was sonst von über- und unterirdischen Dingen Profession macht, in der Kunst, Personen, die wir gerne sehen möchten, her zu zaubern, weit übertreffen soll, malte ihn ihren Augen bald schlafend im Mondschein, wie Lady Diana ihren Endymion entdekte, bald auf stattlichem Roß in Ritterrüstung, unter ihrem Fenster, bald leicht gekleidet, wie er hinter ihrem Stule stand. Das Ende vom Liede war: sie liebte ihn mit heftigem, heißem Verlangen; und so sehr ihr auch solches die Tugend verwies, und so oft sie

sich

sich auch vornahm, ihn aus dem Sinne zu schlagen, eben so oft kehrte sie nach dem Fenster zurück, den schönen Jungen zu erlauern. Da er sich aber in so langer Zeit nicht blicken ließ, war sie nicht selten unwillig auf ihn, als ob er sie nur hätte foppen wollen. Bald zankte sie wieder mit sich selbst, daß sie ihre Einladung, wie einen Orakelspruch, in räthselhafte Worte eingekleidet, und stellte sich von neuem auf die Warte, fest überzeugt, daß er mit herkulischer Unverdrossenheit nach ihr spähe.

Glücklichen Zufalls lag sie eben hinter den Fensterscheiben, als diesmal Barthel die Straße herkam. Bei seinem Anblik ward ihr fast ängstlich zu Sinne, sie hätte mögen laut aufschreien. Doch hatte sie, bis er herankam, Zeit sich zu fassen, ohne dieß möchte ihm auch wohl nicht gewinkt worden sein.

Nichtsdestoweniger empfieng sie ihn, als er zu ihr eintrat, mit einer Verlegenheit, die sich ganz nicht bergen ließ. Selbst Barthel Sonnemann, war verlegen,

und wie hätte das anders sein können? Das Weib sah einen wohlgemachten, vielversprechenden Jüngling; er sah ein schönes Weib mit den auffoderndsten Reizen. Beide waren von Gott Amors Pfeilen tief verwundet, beide lechzeten nach Linderung der Pein. Bald näherten sie sich einander. Sonnemann hub zuerst an, und bat ob seiner Kühnheit um Verzeihung; Kordula hieß ihn gefällig willkommen.

Sie. Ihr wart an jenem Tage auf dem Tanzhause —

Er. O des Tages werd' ich ewig gedenken!

Sie. (mit verstellter Gleichmuth) Ich wünschte euch kennen zu lernen; Ihr seid fremd zu Augspurg, was ist hier Euer Thun?

Er. Mein Thun, sehr werthe Frau, ist einem Kaufmann als Gesell zu dienen; doch bin ich selbst eines Kaufmanns Sohn von Nürnberg.

Sie. Es muß schmucke Leut' in Eurer Heimath geben; ich hätte Euch wenigstens für einen Junker angesehen.

Er. (etwas gefaßt.) Ihr schmeichelt mir.

Sie. Mein Treuen nicht! Mein Mann ist auch ein Kaufmann, habt Ihr wohl von ihm gehört?

Er. Nein, werthe Frau; sind erst drei Monden, daß ich zu Augspurg bin. Er ist verreiset?

Sie. Ja, und (seufzend) schon ins dritte Jahr.

Er. (sich an sie anschmiegend) Da seid Ihr gar sehr zu bedauern! Ich würde nie die meinige verlassen, am allerwenigsten Euch, wenn Ihr mein wärt.

Sie. (lächelnd) Ja, ja, im Anfange thut ihr alle so, doch hinterher seid ihr oft kalt wie Eis.

Er. (feurig) Nicht alle — und — o — wie ich Euch liebe! — Verzeiht, mein Herz war zu gepreßt!

Sie. (mit verstellter Verwunderung) Ihr liebt mich? wißt Ihr nicht, daß ich ein Weib bin?

Er. (betheurend) Kann das die Liebe schrecken? Ich lieb Euch mehr, denn mein Leben, und ich würde die heftige Leidenschaft kaum tragen, wenn nicht mein Herz mir etwas sagte.

Sie. Euer Herz? Was sagt Euch Euer Herz?

Er. Daß mir die werthe Frau nicht abgeneigt sei.

Sie. (lächelnd) Euer Herz ist ein Schalk, es täuscht Euch. (nach einigem Stillschweigen mit tiefen Seufzer) Doch — verzeih mir heilige Magdalena! — ich kanns nicht hehlen — ich lieb' Euch auch.

Ihr Gespräch ward von diesem Augenblik inniger. Kordula suchte zwar einigemal sich loszureißen, aber die Versuchung war zu stark. Der Bube verließ seinen Vortheil nicht einen Augenblik; die Tugend erlag und das keusche Gelübde ward zerbrochen. — O, ihr, die die Natur so weich geschaffen hat, ihr zarten Seelen! fliehet

flieht die Versuchung! der wagt sein Glük, der ihr zu widerstehen wagt.

Ehe sich der glükliche Amant entfernte, wurde vorher festgesezt, welcher Weise man fernern Umgang pflegen wollte. Damit aber weder das Hausgesinde, weder Nachbarn noch Verwandte, lauter Leute vor denen man sich allezeit weislich in Acht zu nehmen hat, Unrath vermerken möchten: so sollte Barthel in Zukunft allezeit mit einem Schreibzeug in der Hand zu ihr kommen. Sie selbst aber erzählte einem jeden geflissentlich: ihr Mann hab' ihr geschrieben und ihr verschiedene Geschäfte aufgetragen, die sie bis zu seiner Wiederkunft abthun solle; sie hätte sich darum einen Schreiber gedungen.

Wir wissen nicht, ob jedermann diesen Worten so unbedingt Glauben geschenkt, und ob in der Länge der Zeit der wohlgemachte Schreiber, der sich gar oft mit seinem Schreibzeuge einstellte, nicht bei einigen Zweifelmüthigen, deren wir allezeit welche um uns haben, verdächtig wurde. Die beiden Lieben-

benden, daß wir sie so nennen, wollten wenigstens hiervon nichts bemerken, ließen sich auch sonst nichts irren; sondern trieben ihr Liebesspiel in süßem Genuß schier ein halbes Jahr.

Da kam eines Tages ein Kaufmann, der eben von der Reise angelangt war, zu Frau Kordula und brachte ihr Gruß und Kundschaft von ihrem Manne, daß selbiger bald in Europa anlangen würde; sie könne sich daher seiner Heimkunft in nächster Frist versehen sein. Darüber wurde die Frau, statt daß ihr die Depeschen unter andern Umständen gar angenehmen und erfreulichen Inhalts gewesen wäre, schier betreten; sie fürchtete jezt die Rükkehr ihres Mannes, die sie sonst so sehnlich gewünscht hatte. Ihr Gewissen wurde, wie wohl ganz zur Unzeit, wach, und wenn Pöller gleich zur Stelle gewesen wäre, sie würde seinen Anblik nicht ertragen haben. So aber hatte sie Zeit zu überlegen, und als das erste Schrecken vorüber war, ließ sie sich vor allen Dingen angelegen sein, was sie mit ihrem Buhlen be-

 ginnen

ginnen möchte. Es gebrach ihr nicht am Verstande, und da sie sich vornahm, dießmal die Vernunft nur allein zu hören; so konnte ein kluger Entschluß ihr nicht fehlen. Dieser bestand aber darinne, den Ritter Barthel Sonnemann von Stund bester Weise zu beurlauben und wo möglich, ihn gar von Augspurg wegzuschaffen, damit nicht eins von beiden, denn Kordula traute sich selbst nicht mehr, bei sich ereignender Gelegenheit, sich gelüsten ließe, das Spiel zu erneuern; woraus alsdenn leicht Unannehmlichkeiten und Fährlichkeit erwachsen dürfte. Bei dem nächsten Besuche geberdete sie sich fast trübsinnig, und da jener forschte ob der Ursache ihrer Melancholey, hub sie zu ihm also an:

Sie. Herzlieb, mich gehet Trauren an, man hat mir Kundschaft bracht, mein Mann kehrt wieder, wir müssen scheiden.

Er. (betroffen) Kommt er so bald zurük?

Sie.

Sie. Vielleicht in Mondesfrist. Mir banget sehr.

Er. Laß Dir nicht bangen, Herzlieb, er kehrt wohl lange noch nicht wieder.

Sie. So kehrt er doch gewiß: wir müssen scheiden, trauter Buhle!

Er. Wir haben doch noch Zeit, und dann sehn wir uns wohl manchmal noch, erinnern uns der süßen Liebe. Wir wollen heute nicht trauren!

Sie. Wir müssen trauren, denn wir sehen uns nimmer. Höre meinen Entschluß und mein Begehr. Ich weiß, wie viel ich verbrochen, indem ich mit Dir gebuhlet, und mein Gewissen hält mir meine Sünden für, darum will ich von heute an büßen; die erste Buße aber sei, daß ich Dich nimmer sehe.

Er. Weh mir, Du machst mich mit Dir trauren.

Sie. Trauren das müssen wir! Hör' ferner mein Begehr, und ich wähn's um Dich verdient zu haben, daß du mir willfahrest. Du bist jung und rüstig, hier hast Du einen Beutel mit zweihundert Goldgülden, kauf Dir ein Roß und zeuch in die Welt, ich werde ruhiger sein, wenn Du fern von mir bist.

Er. So muß es denn geschieden sein! Um Deiner Ruhe willen, meine Traute, was müßt ich da nicht thun! Ich danke für Dein Geschenk und ziehe morgen von Augspurg.

Ein Kuß, bei welchem von beiden Seiten aufrichtige Zähren flossen, war alles, was ihm Kordula zum Abschiede erlaubte, und ihre Gefühle wurden ungefähr in folgenden Worten laut:

Er. Ade, Herzliebe mein!

Sie. Ade zu tausendmal!

Er. Daß ich muß ferne sein,
Macht meinem Herzen Qual.

Sie. Ich werde denken dein!

Er. Heut und zu aller Frist,
Bis Staub mein Leichnam ist,
Will ich gedenken dein.
Ade, wein' nicht so sehr!

Sie. Hätt' ich der Thränen mehr,
Sie flössen all' um Dich;
Scheiden das jammert mich!

Beide. Scheiden ein bitter Weh!
Ade, Ade, Ade!

Freund Barthel Sonnemann hielt redlich Wort. Des andern Morgens kaufte er sich ein Roß, und am Abend lag Augspurg schon einige Meilen hinter seinem Rücken. Die ersten drei vier Tage wußte er freilich gleich dem rüstigen Bekämpfer der Windmühlen, höchstkurzweiligen Gedächtnisses, nicht viel mehr von sich, als daß er in die Welt zöge, an ein Wohin? dachte er nicht. Allein die Reise, die überhaupt gegen den

Gram bewährte Dienste thun soll, zerstreute ihn allmählich und brachte seine Sinne wieder in Ordnung. Er nahm sich nun vor nach Italien zu ziehen, theils um die dortigen Herrlichkeiten und die großen Kaufstädte zu schauen, theils aber auch sein Unterkommen zu suchen. Er zog durch Tyrol über Trient ins Land hinein durch die Lombardey; sahe Florenz, und sezte dann seinen Weg fort über Siena nach Rom und weiter nach Neapolis. Von da kehrte er zurük und kam zulezt nach Venedig. Hier nahm er seine Herberge in dem damals so berühmten deutschen Hause, wo er viel Kaufleute von seiner Nazion fand und unter andern auch einige, die eben aus Indien zurük gekommen waren und nach ihrer Heimath wollten.

Man lebte hier lustig und in Freuden, und Barthel Sonnemann, obschon seine Baarschaft bereits sehr geschmolzen war, aß und trank und freute sich mit den Fröhlichen.

Eines

Eines Abends, da sie in guter Zahl um den Tisch gesessen waren, und nach Vaterlands Weise wacker zechten, hub einer unter ihnen an: „Wohlan ihr guten Gesellen und Landsleut'! wir sind doch allesammt weiter in der Welt kommen, als unsrer Väter Tauben und Hüner, und hat wohl mancher von uns in Lust und Leid viel erfahren, wir wollen heut' einmal erzählen, wie's uns vordem in Liebeshändeln und Buhlschaften ergangen ist, und wird wohl keiner unter uns sein, der nicht etwas davon zu sagen wüßte, darum soll sich auch keiner ausschliessen!“ Den meisten behagte in ihrer fröhlichen Laune dieser Vorschlag und sie fiengen nach einander an, ihre Schwänke aufs Tapet zu bringen.

Der eine hatte mit eines Herrn Töchterlein gebuhlet länger denn Jahresfrist, bis sie ein stattlicher Ritter in Züchten heimgeführt. Der andre hatte lange Zeit mit eines Pfaffen Magd heimlich zugehalten, bis sie einmal der Pfaf auf der That erwischt, der alsbald mit einem Prügel über ihn herge-

 fah-

fahren, da denn Blättlein sich gewendet, und er den Kahlkopf weidlich abgeschmieret. Der dritte erzählte, wie er vormalen mit einer reichen jungen Wittib ein heimliches Verständniß gehabt, welches aber vor ihrem Bruder gekommen, der habe ihm darob den Tod geschworen, daß er also hätte fliehen müssen. Andre erzählten wieder andre Schwänke, und ward diesen Abend wacker geprahlet und gelogen, wie denn überhaupt die alten Buhler eben so meisterhaft aufschneiden und aus dem Stegreif reden sollen, als die alten Kriegsknechte. Endlich kam auch die Reihe an Barthel Sonnemann. Der sträubte sich eine Weile und gab vor, er habe nie eine Buhlschaft gehabt, davon sonderlich etwas zu erzählen sei. Als man aber in ihn drang, fieng er an sein Augspurgisches Abentheuer gar umständlich und mit ziemlicher Beredsamkeit zu erzählen. Er vergaß auch nicht der grünen Säulen und des rothen Steins zu gedenken, doch aber verschwieg er aus einer Art von Schonung, den Namen der Frau Kordula Pöller, welches auch zu seinem

nem größten Frommen war, wie wir bald hören werden.

Denn unter denen, welche dießmal von der Parthie waren, befand sich ein gewisser Jemand, den diese Geschichte gar merklich interessirte. Derselbe war auch in der That kein anderer als Herr Pöller selbst, welchen der unbesonnene Erzähler schon längst in dem Hause mit den zwo grünen Thürpfosten und in den Armen der Frau Kordula, nach welchen ihn noch manchmal lüsterte, wähnte. Jener aber horchte während der Erzählung hoch auf, und nahm sichs zu Herzen. Er zweifelte nicht, daß es sein eignes Weib sei, mit welcher der Schäker gebuhlet, und ward darüber fast zornig. Doch ließ er sich nicht vom Zorne überwältigen, sondern er wollte vorerst gemach thun, damit er das Weib sammt ihrem Buhlen überführen und strafen möchte. Eine schlaflose Nacht hatte er freilich; diese benuzte er jedoch gar weise und überlegte, was zu thun sei und fand Rath.

Des andern Tages suchte er den Erzähler auf, welcher sich, wie gesagt, gar nichts übles träumen ließ, und sprach zu ihm: „Junger Gesell, was ist Euer Thun, und warum durchziehet Ihr das Land?“

Sonnem. Das ist mein Thun, daß ich das Land durchziehe, wollt Ihr mir sonst was zu thun geben, so bin ich der Mann.

Pöller. Das will ich. Ich ziehe morgen nach meiner Heimath, da könnt Ihr mit mir ziehen, mir als Gesell zu dienen in meinem Handel und Handthierung.

Sonnem. Wo ist Eure Heimath?

Pöller. Zu Augspurg, wo Ihr wohl bekannt seid.

Sonnem. (ein wenig sich besinnend) Wohl, ich ziehe mit Euch.

Wir wissen nicht, wie es Pöller machte, daß seinem neuen Gesellen sein Name verschwiegen blieb, vermuthlich hatte

er vor gut befunden, sich indeß einen andern beizulegen.

Barthein wars nun wohl nicht ganz gelegen, Augspurgs Mauern in so kurzer Frist wieder zu sehen, aber sein leerer Beutel hielt ihm triftige Gründe vor. So denn glaubte er auch, leichtsinnig genug, seinem Versprechen, so weit er's vermocht, Genüge geleistet zu haben.

Sie zogen schon des andern Tages förder, und kamen zur gehörigen Zeit ohne einigen Anstoß vor den Thoren der silberreichen Reichsstadt an. Man zog hinein, aber wie verblüfte der arme Gesell, als sein Prinzipal vor dem Hause mit den grünen Thürfposten Halt machte. Sie stiegen ab, und Pöller ließ geflissentlich den Gesellen voran ins Haus hinein gehen, um zu sehen, wie er sich benehmen möchte. Dieser aber stellte sich so dämisch, als möglich. Frau Kordula kam ihnen entgegen und erschrak (in unsern Tagen wär's gar nicht ohne Ohnmacht abgegangen) und rief in ihrem Herzen die Mutter Gottes und alle Heiligen um Beistand an, als sie den Gatten

ten in Geleitschaft des Buhlen heimkehren sah. Doch behielt sie Gegenwart des Geistes genug, den ersten zärtlich zu empfangen, den andern aber gleich einem Unbekannten kalten Sinnes willkommen zu heißen. Dieser stellte sich nicht weniger gänzlich unbefangen und der lauersame Ehemann wußte schier nicht, wie er bekehrt war. Doch gedachte er: „ich will euch wohl noch auf einen andern Probierstein nehmen,“ und befahl seiner Frau, ein Mahl zuzurichten und Nachbarn und Freunde zu laden, auf daß er seine glükliche Heimkehr feiern und sich mit ihnen freuen möchte.

Ueber der Mahlzeit kam Barthel durch Pöllers Veranstaltung der Frau Kordula gerade über zu sitzen; wir können aber versichern, sie benahmen sich beide ganz vortreflich, und als ob sie wegen dieser Dinge schon längst bestermaaßen Verabredung getroffen. Die Becher giengen herum und man fieng an lustig zu werden. Vor andern schien Pöller sehr vergnügt zu sein. Er erzählte viel lächerliche Dinge, die ihm auf der

der Reise begegnet waren, und da er lezt-lich auf Venedig kam, wendete er sich zu Bartheln, als wenn es die Erzählung so mit sich brächte: „Hör' an Gesell," sagte er, „daß war fürwahr ein lustiger Schwank, den Du den Abend, da die Buhlschaften aufs Tapet kamen, erzähltest, laß ihn uns doch heute hören." Nun schoß dem Buben auf einmal das Blatt; aber auch in diesem äußersten Falle verließ ihn als einen ächten Glüksritter die Gegenwart des Geistes nicht; er antwortete also ziemlich kek: „So ich Euch dadurch gefallen mag, will ichs gern thun." Jenen nahm die Frivolite des Wichts groß Wunder; er konnte das kaum bergen, und sprach zu seinen Gästen: „Nun so werdet Ihr eine Mähr vernehmen, dergleichen noch nie zu Euren Ohren kommen ist."

Unser Ehrenmann ließ sich nichts irren, und erzählte die Geschichte seiner Buhlschaft mit seiner dermaligen Prinzipalin, nach seinem Aeußerlichen zu schließen, mit eben dem guten Muthe und denselben Zirkumstanzien, wie

wie er zu Venedig gethan; zu großer Ergötzung der anwesenden Gäste, mächtiger Verwunderung des Kauf- und Handelsherrn Pöller, und großer Beklemmung der Frau Kordula, welche Noth hatte, sich zu fassen. So wie er aber mit der Schilderung des traurigen Abschieds, der euch allen noch im frischen Andenken ist, zu Ende war, schloß er auf einmal seine Rede mit den Worten: „Mit dem erwacht ich." Schnell hub einer von der Gesellschaft an: „Also ist Eure Mähr nur ein Traum?" „Das hat Euch also bloß geträumt?" sagte Pöller mit einer Verzerrung des Gesichts, die eine seltsame Stimmung des Gemüths andeutete. „Ja wohl," sagte der schlaue Gesell, „habt Ihr denn anders geglaubt?" Alle meinten: „Wer sollte das nicht? Habt Ihr sie doch so wahrhaftig erzählet."

Der arme Ehemann sahe sich überlistet, und war so klug, den Handel dahin gestellt sein zu lassen; ja, als er sich's hierauf als ein ächter Deutscher mit kaltem Blute überlegte,

legte, war er geneigt, in seinem Herzen Barthels zeitigem Einfalle seine Reputation zu verdanken, die er selbst in unzeitigem Eifer beschmitzen wollen. Nichts destoweniger hielt er ihn für einen gar gefährlichen Gesellen, that ihn nach einigen Tagen Auftrag in seinen Geschäften da und dahin zu reisen, und schikte ihm hintennach in einem Brieflein seinen Abschied. Seiner ehelichen Genoßin hat er, so viel wir wissen, nie einen Vorwurf gemacht, und sehr wohl daran gethan. Selbige suchte auch zu aller Zeit, durch Gehorsam und Treue ihren Fehl wieder gut zu machen, wenn anders dieß nach der Ordnung der Dinge möglich ist, um der Huld ihres Gatten würdig zu sein.

Es waren aber unter den Gästen einige, die sich des Briefstellenden Paladins noch gar wohl erinnern wollten, diese unterließen nicht, den Vorgang weiter zu erzählen und die bedeutenden Worte: „Mit dem erwacht ich,“ wurden in der Folge zum

Sprüch-

Sprüchwort. Man bediente sich jedoch desselben also: wenn einer etwas erzählte, das andern erdichtet vorkam, ließ man ihn ausreden, und sagte hernach, um ihn höflich der Lügen zu zeihen: „Mit dem erwacht ich."

Aemtchen tragen Käppchen

oder

das kleinſte Amt iſt Henkens werth.

Ein Wort von Claus Narren.

Man weiß, wie allgemein ehemals die Sitte war, an Höfen Narren zu halten; ja nicht allein die Fürsten, sondern auch andre vornehme Leute hielten sich Narren, so wohl um sich an den Possen derselben zu belustigen, als um ihren Wiz an den armen Creaturen zu üben. Diese Narren waren nach dem Geschmak ihrer Herren, mehrentheils auch wohl nur zufälliger Weise, entweder wirklich einfältige, blödsinnige und verwahrlosete Menschen, oder es waren Schmarozer, die sich um Fressens und Saufens willen, gern allen Witzeleien und Neckereien Preis gaben; und diese treiben, nur daß sie keine Schellen tragen, ihr Wesen noch immer; oder es waren wirklich witzige Bursche, die gerufen oder ungerufen, einige für immer, andre nur zu Zeiten an Höfen sich aufhielten. Die lezten scheinen jedoch der geringste Theil gewesen zu sein, es müßten sonst die

Namen mehrerer auf uns gekommen sein. Zu ihnen rechnet man den Pfaffen von Kalenberg und Nidhard Fuchs, beide am Hofe Otto des Fröhlichen Herzogs von Oesterreich *), dann den Kunz von der Rosen, welcher Maximilian des Ersten Narr und vorzüglicher Günstling war **), und einige Neuere. Aber auch die witzigsten Köpfe spielten aus Hang zum Schmarotzen an Höfen die Rollen der Narren; Taubmann mag uns vor andern zum Exempel dienen.

Claus von Ranstät oder Claus Narr, im Dienst einiger Sächsischer Fürsten und Held des vor uns liegenden Sprichworts, schien von der Natur selbst zum Narren und zur Belustigung andrer bestimmt zu sein. Denn nach den mancherlei Geschichten, die von ihm erzählt werden, zu urtheilen, war sein Geist und sein Karakter von der

*) S. Flögels Geschichte der Hofnarren. S. 251 und 264.

**) Ebend. S. 190.

der sonderbarsten Mischung. Er war närrisch und klug, dumm und verschlagen, heimlich und offen, übrigens, wie fast durchgängig die Narren, boshaft. Ich glaube, es soll dem Leser, wer er auch sei, nicht unangenehm fallen, einige Notiz von diesem närrischen Gesichte zu bekommen.

Der gelehrte Prof. Flögel in seiner Geschichte der Hofnarren sagt von ihm *): „Man hält gemeiniglich dafür, Claus von „Nanstät oder Claus Narr, hätte allein bei „Churfürst Friedrich dem Weisen zu „Sachsen, das Amt eines Hofnarren ver„waltet; welches aber ungegründet ist. Er „ist nach und nach bei vier Churfürsten und „einem Bischof Hofnarr gewesen; nämlich „erstlich bei dem Churfürst Ernst, der 1486 „starb, zweitens beim Churfürst Albrecht, „der 1500 starb, welches Agricola be„zeigt, der zu seiner Zeit lebte, und ihn „auch mag gekannt haben. Drittens kam „er zum Erzbischof Ernst von Magde„burg, der 1513 starb, welches auch Agri-

*) Ebend. S. 283.

„cola bestätigt; und erst viertens zu „Friedrich dem Weisen, welcher 1525 „starb, und endlich lebte er noch am Hofe „des Churfürsten Johann des Beken= „ners, der 1532 starb." Aber Herr Flö= gel leidet hier einige Berichtigungen. Denn erstlich spricht Agricola nirgends von Claus Narren als einem, den er gekannt hätte; ja aus dem vom Herrn Flögel selbst ange= führten acht und funfzigsten Sprichwort sieht man deutlich, daß Claus zu den Zeiten, da jener seine Sprüchwörter schrieb, nicht mehr gelebt hat *). Er kann also weder bei Friedrich dem Weisen, noch bei Johann dem Beständigen, der hier irrig der Bekenner genennt wird, Hofnarr gewe=

*) Es heißt daselbst: „Die Fürsten von Sachsen Her= „zog Ernst und Albrecht, haben einen Narren „bei ihnen gehabt, Claus Narr geheißen, der „viel zukünftiger Ding auch so an andern Orten „geschehen sind, verkündiget hat, wie den Düringen „und Meißen wohl bewußt. Dieser Claus Narr ist „hernach zu Bischof Ernsten, Herzog Ernsten „Sohn, Bischof zu Magdeburg und Halberstadt kom= „men rc."

gewesen sein. Wahrscheinlich aber hat man einen andern Narrn, der an Friedrichs und Johanns Hofe lebte, auch Claus genennt; vielleicht weil er Aehnlichkeit mit dem alten Claus hatte, oder weil man es nicht gewohnen konnte, den Narren anders als Claus zu nennen. Denn Claus Narrens Historien, die 1551 zuerst gedrukt erschienen sind *), desgleichen Zinkgräf und Leonhard Weidner, sprechen beständig von Claus Narren bei Friedrich dem Weisen. Es scheint aber fast gebräuchlich gewesen zu sein, einen Narren nach einem andern, der einmal berühmt worden war, zu benennen; denn so wird nach dem Wigand von Theben, Pfaffen von Kalenberg, Peter Lewe ebenfalls der Kalenberger genennt **).

*) Herr Flögel führt davon nicht weniger denn sieben Ausgaben an; ich bin nicht so glüklich gewesen, dieses Buch aufzufinden.

**) „S. Geschichte des Pfarrherrs vom Kalenberg. Jetzo aufs newe mit der History Peter Lewen des andern

Zweitens ist es auch nicht wohl glaublich, daß sich ein Mensch funfzig lange Jahre in dem Posten eines Narren, am wenigsten bei Hofe behaupten sollte. Hier werden ja alle Gesichter sehr geschwind alt; die Fürsten selbst sollen diesem Schiksale unterworfen sein, um wie vielmehr die Narren? Wollte man aber sagen: Claus habe sich nach dem Tode des Churfürsten Ernst wechselsweise bald beim Herzog Albrecht, den Herr Flögel irrig einen Churfürsten nennt, bald bei Friedrich dem Weisen, der von 1486 mit seinem Bruder Johann gemeinschaftlich regierte, und wieder beim Erzbischof Ernst von Magdeburg Churfürst Ernstens drittem Sohne aufgehalten; so ließe sich das wohl eher glauben; es stimmt aber weder mit Agricola noch mit den Historien Claus Narrens überein. Darum bleibt es mir immer wahrschein-

andern Kalenbergers, was er für seltzame Abenthewer begangen, in Reimweiß verfasset, gebessert Im MDCXX. Jahr." Flögels Gesch. der Hofnarren S. 253.

scheinlicher, daß es zween, wo nicht gar mehrere Clausen gegeben habe. Doch hat Faßmann immer Unrecht, wenn er sagt, daß nach jenem alle Narren am Sächsischen Hofe Claus geheißen.

Verzeihe, günstiger Leser, meiner Pedanterie! Dir ist es gewiß sehr gleichgültig, ob es einen oder mehr Clause gegeben hat; und ich hätte, das weiß ich, dir unbeschadet, meine gelehrten Zweifel für mich behalten können. Willst du aber gleichwohl erwägen, daß es uns Gelehrten Bedürfniß ist, daß wir uns zuweilen expektoriren; so kannst du es mir unmöglich verargen, wenn ich bei der vielen Mühe, die ich mir deinethalben gebe, auch manchmal für mich ein Paar Zeilen mit unterfließen lasse.

Die Geschichte aber, welche Clausen an Hof brachte, war diese:

Der Kurfürst Ernst von Sachsen zog einmal mit vielen Pferden und Wagen durch den Flecken Ranstädt, der zuerst von einem Narren und nachher von einem Frieden seine

Zelebrität erhielt. Hier bekleidete Claus für den laufenden Sommer die Stelle eines Gänsehirten, und war eben mit den Obliegenheiten seines Amts beschäftigt, als er das Getümmel sah, wie alles nach der Straße lief, den Kurfürsten zu sehen. Er wird neugierig, damit ihn aber, wenn er hingeht, seine Gänse nicht gestohlen werden, so stekt er die jungen alle an einer Reihe mit den Hälsen unter seinen Gürtel, und die alten nimmt er, so viel er fassen kann, unter die Aerme, und läuft hin, den Fürsten entgegen. Dieser mußte laut lachen, als er den Jungen in dem abentheuerlichen Aufzuge erblikte. Er ließ ihn fragen, wem er angehöre? und bekam zur Antwort: „den Gänsen." Ernst sah alsbald, daß sich das Menschenkind vortreflich zu einem Hofnarren qualifizire, und schikte nach seinem Vater, der ihm den Buben gar gern überließ, weil er, wie er sich ausdrükte, ein wahrer Taugenichts sei, und tagtäglich Unheil anrichte. Der Kurfürst beschenkte den Vater, bezahlte den Ranstädtern die erwürgten Gänse mit 20 Gülden, und nahm

nahm das Früchtlein Claus mit an seinen Hof.

Dieser ward hier in seiner Art Virtuos, und war er unerschöpflich an Possen und Spåschen zu sonderbarer Gemüthsergötzung der Fürsten Ernst und Albrecht und ihrer Hofleute. Doch waren seine Einfälle eben so verschieden als die Ingredienzen, aus welchen sein Geist gemischt war. Seine Reden waren zuweilen witzig und von feiner Beziehung, ein andermal machte er so alberne Streiche, als sie nur ein Wahnsinniger begehen kann.

Ich führe hier zwei verschiedene Histörchen an, die Agricola in seinen Sprichwörtern von ihm erzählt, mehr bedarfs für meinen Zwek nicht.

Herzog Albrecht zu Sachsen war ein großer Freund des Kriegs; er lag in einem für das Haus Oesterreich zu Felde, das weder ihm noch seinen Nachkommen, die das nämliche thaten, zu danken Lust hatte. Ueberdies liebte er sehr leidenschaftlich das Spiel,

und verlohr vielmal die ansehnlichsten Summen. Aus diesen beiden Ursachen geriethen seine Finanzen oft in unebne Umstände. Einsmals, da ihn der Geldmangel heftig drükte, klagte er das seinen Räthen, und diese riethen ihm sehr treuherzig; „er solle nicht mehr spielen!“ „Hättet ihr mir den Rath eher gegeben, so möchte er noch etwas werth gewesen sein!“ erwiederte der Herzog. „Nein ich will dir sagen, wie du zu Gelde kommen kannst,“ sagte hierauf der Narr Claus. „Wie könnt ich das?“ versezte Albrecht. „Du mußt ein Amtmann werden!“ sagte Claus. „Und wiewohl solchs ein Narr gered hat,“ sezt Agricola sehr treuherzig hinzu, „ist es doch nit gar närrisch noch erlogen.“

Claus war, wie wir schon gesagt haben, zulezt beim Erzbischof Ernst von Magdeburg in Diensten. Einsmals war er allein auf des Erzbischofs Zimmer, da trieb ihn die Laune, er nahm ein sammtnes Kissen, zerschnitts in viele Stücken, und streute die Federn im Zimmer umher. Bald drauf

kömmt

kömmt der Erzbischof ins Zimmer und sieht den Muthwillen; da läuft der Hund Lepsch, der unterm Tische lag, auf den Herrn zu, gähnt und renst't sich, wie die Hunde pflegen. Schnell kommt Claus herbei, und als ob ihn der Hund verrathen könnte, hält er ihm die Schnautze zu und ruft: „Lepsch, laß nicht schnappen!“ Hierüber mußte der Herr lachen, und verzieh dem Narren den Streich. Nachher sagte man oft scherzend, auch wohl im Ernste, zu einem, der nicht mit diesem oder jenem, was ihm bekannt war, herausplatzen sollte: „Lepsch, laß nicht schnappen!„ und die thörichte Rede ward zum Sprüchwort.

Das sonderbarste in Clausens Geschichte ist, daß man von ihm glaubte, er wisse von zukünftigen Dingen und solchen, die sich in der Entfernung zutrügen. Dies sagt Agricola, wie meine Leser oben in einer Anmerkung gelesen haben, ganz deutlich, und er selbst, so scheint es, glaubte an die Wundergabe des Narren, von welcher man noch jezt Thatsachen erzählet. So soll er unter andern,

da eins der Kurfürstlichen Schlösser, das dreizehn Meilen von der Residenz entfernt war, in Feuer aufgieng, dieses in dem Augenblicke bei der Tafel gesagt haben. Man findet sonst keine Spur, daß man ehemals in Deutschland, wie es bei einigen Völkern des Alterthums der Fall war, und bei vielen inkultivirten Nazionen noch ist, den Narren überhaupt Inspiration zugeschrieben hätte. Die ganze Sache hat unstreitig ihren Grund in Clausens Narrheit und dem Hange zum Wunderbaren, der sein Zeitalter beherrschte. Der Narr konnte sich leicht selbst gefallen, wenn er von künftigen Ereignissen schwazte, weil er sah, daß die Leute etwas darauf gaben, und er sich dadurch wichtig machte. Die nähern Umstände von dem Schlosse, das im Feuer aufgieng, sind uns unbekannt, und wen man einmal für einen Propheten hält, dessen Weissagungen müssen auch in Erfüllung gehen. Selbst des Zellerfelder Superindentens enorme Vorhersagung würde nicht unerfüllt geblieben sein, wenn sich bis jezt nur einigermaßen etwas darauf hätte deuten lassen.

Um schließlich noch einmal auf die Schwänke Claus Narrens zu kommen, so können wir nicht unberührt lassen, daß man auch schon ihm, wies nachher allen Hofnarren von einigem Ruf ergangen ist, vieles zugeschrieben hat, das ihm niemals in die Gedanken gekommen ist. Von dieser Art kann selbst die vor uns liegende Anekdote sein, die Veranlassung zu dem Sprichworte: Aemtchen tragen Käppchen, gegeben hat. Denn Agricola erzählt eine Geschichte von einem Mönche und einem Abte, welche mit der unsrigen die größte Aehnlichkeit hat. Dieselbe habe ich auch beim Zinkgräf gelesen, der einen armen Klerikus am Hofe des Hochmeisters in Preussen, wo mir recht ist, nennt er den Wallenrod, zum Helden derselben macht. Uns muß dieses jedoch sehr gleichgültig sein; rührt das Sprüchwort nicht von Claus Narrens Witze her; so kann es doch wenigstens daher rühren.

So viel, gutmüthiger Leser von einem Narren; zu einer andern Zeit auch etwas

von

von einem Weisen, wenn uns glüklicherweise einmal einer aufstoßen sollte.

Claus von Ranstädt, bekannter unter dem Namen Claus Narr, Kurfürst Ernstens von Sachsen kurzweiliger Rath und Hofspasmacher, hatte einmal den närrischsten Einfall, den nur je ein Narr gehabt hat; er wollte ein Amt haben, und gieng zum Kurfürsten in sein Gemach: „Gnad Herr," sagte er: „gieb mir ein Amt!" Ernst hatte eben Depeschen von seinem Sohne zu Magdeburg bekommen, der ihm kund thät und klagte, wie ihm die übermüthigen Pfänner zu Halle, die nun nicht mehr übermüthig sind, schimpflich bravirten; er war daher nicht gelaunt zu kurzweilen: „Pak dich, Narr!" sagte er, ich mag dich nicht heute!" Claus kannte seinen Herrn, den, wenn er sich mit Regierungs- oder Hausangelegenheiten beschäftigte, wie er es oft soll gethan haben, weder Jagd noch Opera, beide zum Glük manches

Landes und Ländleins, damals noch nicht also gekannt, hätten reizen können; noch weniger die Bisarrerien eines Narren, ob sie schon ehedem die Stelle unsrer so genannten feinern Vergnügungen gänzlich vertreten mußten; der Geck nahm demnach ohne ferners seinen Abzug.

Unverschämtheit ist das Privilegium der Narren. Kaum sah Claus des andern Tags seinen Herrn, als er ihn keck und dreust mit diesen Worten antrat:

„Kurfürst, gieb mir ein Amt!“

Der Herr war heute minder occupirt, und also besser für Clausen gestimmt; er antwortete:

„Du hast ja schon ein Amt, du bist mein Narr.“

Claus. Das ist eine kahle Pfründe, die wirft nichts ab. Ich will ein Amt haben, das was abwirft.

Ernst. Hast du nicht deine Atzung, und laß ich dir nicht Kleider und Schuhe machen?

Claus. Du kannst mich doch nicht lassen schmachten und barleib gehen.

Ernst. Du taugst nicht zu einem Amt.

Claus. So gut als irgend einer.

Ernst. Du bist ein Narr.

Claus. Das bist Du auch.

Ernst. Du kannst nicht lesen und nicht schreiben.

Claus. So halt ich mir einen, ders kann.

Der Kurfürst sahe den Narren an, und war verlegen: „Ich kann dir kein Amt geben," sagte er. Der Narr murrte, und gieng fort.

Ernst wär nicht abgeneigt gewesen, dem Gecken zu willfahren; es waren aber der Hofämter dazumal noch nicht so viele, und er wußte keins, das sich zu einem Narren gepaßt hätte. Eine Verlegenheit, welcher heut zu Tage die Fürsten aus doppelter Ursache vollkommen überhoben sind; erst-

erstlich nähren sie keine Narren mehr an ihren Höfen, zweitens aber hat die Zeit Aemter und Aemtchen genug hervorgebracht, die sich, ohne einige Gefahr, mit Subjekten der Art besetzen ließen.

Claus hatte sichs einmal im Kopf gesezt, er wollte ein Amt haben, und er war einer von den hartnäckigen Narren. Ueber einige Tage kam er wieder zum Kurfürsten:

„Gnad Kurfürst Ernst, gieb mir ein Amt!“

Ernst. Ich habe kein Amt für dich.

Claus. Gieb mir nur ein Aemtchen; soll denn der arme Narr gar nichts haben?

Ernst. Bettelbube!

Claus. Muß ich nicht?

Ernst. Ich will mit dem Marschall reden.

Claus. O weh, da wirds nichts!

Ernst. Warum nicht?

Claus. Weil ich nicht mit dem Marschall gered't habe.

Der Kurfürst that als verstånd er den Narren nicht.

Ernst. Der Marschall ist nicht dein Feind.

Claus. Er ist auch nicht mein Herr. Ich bitte Dich, Ernst, gieb mir ein Aemtchen.

Ernst. Du sollst ein Amt haben, aber Lohn kann ich dir nicht geben.

Claus. Mag sein! das Amt wird schon Zinsen tragen.

Ernst. Willst du mich betrügen?

Claus. Nicht so sehr als ein andrer.

Ernst. Nimm Dich in Acht!

Claus. Mehr als ein andrer.

Der Kurfürst dachte an sein Versprechen; er musterte in Gedanken die gesammte Hofstelle, aber da war für Clausen weder Amt noch Aemtchen. Doch er hatte sein Wort gegeben, und, wenns drauf ankam, das hielt er auch einem Narren. Ueberhaupt kränkelte dazumal die Redlichkeit der Fürsten noch nicht an der Influenza der leidi-

leidigen Umstände. Zwar gabs Ausnahmen, und diese finden sich von der andern Seite, (wer wollte sich erdreusten — ?) auch noch jezt. Es war also nöthig ein Amt zu erfinden, doch mußte es mehr ein spashaftes sein; denn anders als einen Scherz wollte der Kurfürst die Sache nicht betrachten.

Er sah eben zum Fenster hinaus, als eine Lieferung Spek für seine Küche angekommen war. „Da ist ja gleich ein Amt für den Narren, sagte er bei sich, er mag Intendant über die Spekseiten werden." Zween Tage drauf wurde Claus der Narr als Spekmeister in Bestallung genommen, und bei Hofe eingeführt.

Die Funkzion des neuen Spekmeisters aber bestand darinnen: er mußte die Spekseiten, die von Zeit zu Zeit für die kurfürstliche Küche eingebracht wurden, (das Konsumo an Spek war damals das Jahr lang sehr stark) in Empfang nehmen, und sie, wie es nöthig war, wiederum einzeln an den Speisemeister abliefern. Das Amt war also eins von denen, die sich ohne große

Mühwaltung verrichten lassen; und so sollen die Hofämter meistentheils genaturt und geartet sein; aber sonst konnt es mit andern nicht wohl verglichen werden, denn es warf wenig oder gar nichts ab. Ja der arme Claus zog auch nicht einmal Besoldung von seinem Amte, die doch immer nur das wenigste ist bei den andern Hofämtern.

Gleichwohl machte Claus seinem Herrn nie einen Vorwurf, daß er ihm ein schlechtes Amt gegeben hätte. Jener war dieses gleich anfangs erwartend, und wunderte sich sehr, da es nicht geschah. Er fragte ihn einigemal: „Wie gehts im Amte, Herr Spekmeister?“ Und die Antwort war allezeit: „Gut! wenn nur mein Herr mit mir zufrieden ist.“

Ernst wunderte sich immer mehr; er erkundigte sich fleißig, ob der Spekmeister richtig Rechnung halte, und vernahm nie das Gegentheil. Er befahl, ihm genauer auf die Finger zu sehn, aber niemals ließ sich Claus auf dem fahlen Pferde finden.

Und doch, kannst du's glauben, Leser? war Claus ein Dieb. Es hatte ihm freilich Hin- und Hersinnens genug gekostet, wie er die Sache so fein als möglich anfangen möchte, aber es war ihm auch dafür gelungen, und besser als vielen, die keine Narren sind, und nicht minder ihre Sache fein zu machen gedenken. Ganze Spekseiten auf den Schwanz zu schlagen, das wollte sich im geringsten nicht thun lassen, denn sie waren ihm Stük für Stük zugezählt. Von dieser oder jener abzuschneiden, durfte er eben so wenig wagen; wie hätte so etwas dem Kenneraugе des Speisemeisters entgehen können? Es mußte also ein ganz neues Mittel ausgedacht werden, damit der Herr dennach der Betrogne wäre.

Claus Narr gieng zu einem Schmidt und ließ sich da drei oder vier Messerlein machen, sehr schmal und dünne, aber zweischneidig und lang. Mit diesen Instrumenten und einem Kohlfeuer versehen, gieng er des Nachts, wenn die Leute schliefen, in seine Spekkammer, machte die Messerlein

eins ums andre glühend, und fuhr damit in die Spekseiten, die jede einiges Fett mußte fahren lassen, welches er in ein Gefäß, das er unterhielt, triefen ließ. Claus sammlete diese Abtriefungen, bis er eine gewisse Quantität hatte, da er denn seinen saubern Gewinn ins Geld sezte. Er gieng übrigens mit Mäßigung zu Werke, was einen wohl an einem Narren Wunder nehmen muß, daher wars nicht gut möglich, ihm hinter die Schliche zu kommen.

Diesen Handel mochte er so ein halb Jahr oder länger getrieben haben, als er auf einmal vor dem Kurfürsten, um welchen eben die meisten seiner Hofleute versammlet waren, mit einer neuen rothen Kappe erschien. Und zwar war es keine Narrenkogel *), sondern eine gewöhnliche, wie man sie damals bei Hofe trug. Der Narr machte Aufsehen in der neuen Tracht, besonders wunderte sich der Kurfürst, denn alle Kleidung

*) Kogel in der alten Sprache eben so viel als Kappe.

dung seiner Diener kam von ihm, und er mußte vorher davon wissen. Jener schien jedoch von ihrer Verwunderung gar keine Notiz zu nehmen und brüstete sich, was er konnte, in seiner Kappe.

Ein Hofmann. Sieh da, Claus, mit der neuen Kappe!

Claus. Mit Gunst, 's ist nur ein Käppchen!

Ernst. Narr, wo hast du die Kappe her?

Claus. (stolz) Ein nun! Bin ich nicht Dein Spekmeister? Aemtchen tragen Käppchen!

Ernst. Also hast du mich doch betrogen? Sag, Schalk, wie hast dus angefangen?

Claus. Ich habe Dir keine Deiner Spekseiten veruntrauet, hab auch von keiner ichtes geschnitten, auch nicht eines Fingers groß.

Der Narr wendete sich zu den Hofleuten, und sagte im lachenden Tone:

Claus. Aber nit wahr, Ihr Herrn, das müßte ein hundsföttisch Amt sein, das in einem langen halben Jahre nit eine schlechte Kappen abwerfen wollte?

Die Hofleute hielten für gut, diese Frage mit Lachen zu beantworten.

Ernst. Bekenns Narr, wie hast du ch betregen?

Claus. Schau her, Kurfürst, ich hab all Deine Spekseiten richtig überantwort't, daß auch von keiner nur ein klein wenig geschnitten gewesen; aber abtriefen mußte von jeglicher ein Theil; da nahm ich meine Messerlein her, die glühete ich und stach hinein, daß das Fett von ihnen gieng.

Ernst. Also hast du mich bestohlen?

Claus. Ich habs aber doch gnädig gemacht. Ich hab gethan wie ein guter Fürst mit seinen Unterthanen thut, die Spekseiten mußten jede ihr Theil hergeben, doch mußten sie auch Spekseiten bleiben.

Ernst. Hört doch den weisen Claus! ich aber sag: Narr, du kannst hinfort nicht mehr Spekmeister sein.

Claus. O weh, da hab ich einen Geckenstreich gemacht!

Ernst. Welcher ist das?

Claus. Das ich gebeichtet hab'. Denn wenn alle das thäten, so würdest Du (er wies auf die Hofleute) zu dem sagen: Du kannst nicht mehr Marschall sein, und zu dem: Du kannst nicht mehr Kämmerer sein, und zu dem: Du kannst nicht mehr Schenk sein! —

Ernst. Schweig Narr!

Claus. Nun so rede Du!

Der Kurfürst wendete sich zu den übrigen.

Ernst. Ist es nicht toll, ihr Herren, daß uns der Narr allweil klug machen muß? Aemtchen tragen Käppchen! sagt Claus und hats durch die That bewiesen; ich aber sag und ihr habts vor Augen; Es ist kein Amt so klein, es ist Henkens werth!

Niemand von denen die da waren, wollte etwas gegen die Behauptung des Kurfürsten einwenden; Claus Narr selbst schwieg, ob es ihm schon sonst an Repliken, wenn sie auch die närrischsten gewesen wären, nicht fehlte.

Einige Geschichtschreiber behaupten, Claus habe von der Zeit an, seine Stelle als Spekmeister verloren, doch soll ihm der Kurfürst eine gewisse Besoldung ausgesezt haben, sie nach eignem, närrischen Belieben zu verwenden. Ob dem so oder anders sei, lassen wir dahin gestellt sein.

Aemtchen tragen Käppchen wurde zum Sprüchworte, und wir führens noch stündlich im Munde. Der Ausspruch des Kurfürsten: „Es ist kein Amt so klein, es ist henkens werth,“ ward nachher auch als Sprüchwort gebraucht, aber dieses wird jezt, sei es nun, weil es etwas hart klingt, nicht so oft mehr gehört.

Er sieht ihm
wie
aus den Augen geschnitten.

Im Lande Franken, eine Meile von Wertheim, bei welcher Stadt guter Wein wächst, von welchem viele Weine, die nicht da wachsen, den Namen führen, liegt im einsamen Thale eine Mühle, die von den grünen Fluthen der Tauber getrieben wird. Hier lebte vor Zeiten ein Müller, der war ein kunstreicher Mann, und wußte jeden zu konterfaien und in Holz zu schneiden, daß man meinen mußte, er lebe. Dabei war er eines fröhlichen Gemüths und von guter geselliger Laune, warum er fleißig Zuspruch hatte; und war vor andern der Pfarrer des Dorfs, dahin seine Mühle gepfarrt war, sein besonders guter Freund, der ihn öfters besuchte. Uebrigens gieng es dem guten Manne, wie es gar vielen wider Wissen und Willen zu gehen pflegt; sein Weib hatte ihn unter den Pantoffel gebracht. Doch war er darum nicht unglüklich zu schätzen, denn seine friedliebende Gemüthsart ließ ihm das Ungemach, das ihm abseiten seiner werthen allzeit zanklustigen Hausehre kam, sonder große Beschwerniß ertragen.

Eines

Eines Tages verreisete der Müller um Holz zu kaufen, denn er war eben im Bauen begriffen. Da kam spät des Abend ein fahrender Student zur Mühle, allda zu herbergen über Nacht. Derselbe hatte vordem zu Heidelberg studirt; weil er aber den guten und wohlfeilen Neckarwein, der allda auf dem Stadtkeller zu haben war, weit besser goutirte als die lautere Milch, die aus dem Munde des Nicolaus de Susato gieng: so war nach einigen Jahren sein Erbe geschmolzen, ohne daß er des andern Gewinnst gehabt hätte, als daß er ein wackerer Trinker worden war. Er verließ Heidelberg, da es mit ihm zur Neige gieng, und indem er weder zum Mönch noch znm Lanzknecht einige Lust in sich verspürte, ward er ein Landfahrer, nach der Weise seiner Zeit. Denn in jenen Tagen, da unser theures Vaterland noch keinen so ansehnlichen Militäretat aufzuweisen hatte, dahin mancher, dessen Schiflein bereits zum Wrak worden, als in eine Nothbay einläuft; in jenen Tagen, da die edle Schauspielkunst ihren Mann noch nicht so wohl nähren wollte, und das Buchmacher-

handwerk, wovon dermalen Legionen arme Sünder ihr Brod haben, noch als eine Hexerei betrachtet wurde; in jenen Tagen, sag ich, gab es der landfahrenden Studenten, oder wie es sonst hieß, Schüler, so viele, daß der arme Dorfpfaff sich das selten getrösten konnte, eine Nacht mit seiner Köchin unter seinem Dache allein zu sein. Es wurden hierüber bittre Klagen geführt, die bis auf unsre Zeiten gekommen sind.

Gedachter unser Ehrenmann durchzog einige Jahre das Land und befand sich wohl dabei, denn er war ein loser Schalk und voller Schwänke; und wenn er auch bei seinem Eintritte in ein Haus, gleichgültige und unfreundliche Gesichter vorfand; wie das wohl oftmal geschah, so wußte er doch selbige gar bald zu seinem Vortheil umzuschaffen. Da thät sich für ihm Spinte und Keller auf, und wenn er Abschied nahm, konnte er meistentheils drauf rechnen, daß es aufrichtig gemeint sei, wenn man ihn lud, wieder einzusprechen.

Ums Jahr 1477 hielt er sich eine Zeit zu Erfurt auf, da erscholls im Lande, daß der Graf von Würtemberg, Eberhard der Wackere, eine hohe Schule zu Tübingen fundirt, welche auf St. Laurenzii Tag sollte eingeweihet werden. Alsobald säumte er nicht, seine Lenden zu gürten und seinen Stab zur Hand zu nehmen, um durch seine burschikose Gegenwart jenes Fest zu verherrlichen.

Auf dieser Wanderung denn erlebte er eines Tages, was ihm noch nicht geschehen war; er verirrte sich. Vom Mittag bis auf den späten Abend sah er keine lebendige Seele, keine Hütte, vielweniger einen Kirchthurm, den er allezeit mit großem Vergnügen wahrzunehmen pflegte. Hunger und Müdigkeit, zween unfreundliche Mahner, stellten sich bei ihm ein, und er mußte ihr Knurren hören, ohne daß er sie auch nur hätten trösten können. Ja, er ergab sich schon darein, dießmal die Nacht unter dem Sternenzelte des Himmels ohne einige Atzung zuzubringen; und indem er an den

heiligen

heiligen Vater Jakob dachte, fieng er sich allmählich an nach einem Steine umzusehen, der ihn zum Pfülben dienen möchte. Es war ihm hierbei fast weinerlich zu Muthe, denn es stellten sich allerlei unangenehme Gedanken ein, die nicht dazu dienen konnten, seine Lage angenehm zu machen. Da vernahm er auf einmal eine Stimme, die sich zwei oder dreihundert Schritte von ihm erhob; dieselbe ertönte lieblicher seinen Ohren als Linas Engelstimme dem schmachtenden Selmar, ob es schon nur eines Esels Stimme war; so sehr kommt alles in der Welt auf die Umstände an. Der Landfahrer wurde schnell froh, und wendete sich flugs dahin, woher ihm die Musik kam: „He da," rief er, „guter Geselle, nimm mich mit dir, daß ich neben deiner Krippe mein Nachtmahl finde und ein paar Hälmlein weiches Stroh, darauf meine müden Glieder rasten mögen." Indem er aber den frohen Herold einzuholen gedachte, siehe da war er verschwunden. Doch bald darauf eröfnete sich vor seinen Füßen ein Thal, das von dem Tosen einer Mühle wiederhallte: frohen Muthes stieg er hinab und

gelangte bald zu der Pforte. Da er hinein trat, kam ihm die Müllerin entgegen, die redete er freundlich an, und bat sie um Herberge für diese Nacht; dieselbe aber antwortete unfreundlich: „Pakt Euch nur förder, man ist das ganze Jahr mit den Landstreichern geplagt! Mein Mann ist nicht daheim, ich darf Euch nicht herbergen."

Der Student ließ sich das nicht irren, und sprach: „Mein, ihr seid ja doch ein so schmuckes zartes Weiblein, habt Mitleid mit einem armen Wandersmann, welcher den ganzen Tag in der Irre gangen ist.

Sie. Mitleid hin, Mitleid her! ich darf Euch nicht herbergen. Ich habs Euch schon gesagt, mein Mann ist nicht daheim. Hier ist ein Stüklein Brod. Wenn ihr den Berg dort hinauf steigt, kommt Ihr in ein Dorf, da ist eine Herberge.

Er. Aber meine Füße tragen mich nicht mehr, ich will Euch kein Ungemach machen, erlaubt mir nur, gutes Weib, in Eurem Stalle zu schlafen.

Sie.

Sie. Ihr habt das Betteln gelernt. Da steigt hinauf auf den Heuboden und haltet Euch ruhig.

Er. Habt Dank von Gott, der geb Euch eine gute Nacht!

Die Müllerin verschloß die Pforte am Mühlhof, und begab sich in das Haus und schob den Riegel vor. Der fahrende Bruder Studio aber verzehrte auf dem Heue vor allen Dingen das Stük Brod, das ihm die milde Frau dargereicht, und gedachte nach diesem an weiter nichts, als wie er flugs und fröhlich einschlafen möchte, denn er war sehr müde. Für dießmal aber versagte ihm der Tröster in Beschwerden seine Hülfe. Der Bursch war nicht gewohnt, so starke Stazionen zu machen, als er heute eine par Malheur hatte machen müssen, und nun ließ ihn die Müdigkeit nicht schlafen. Er warf sich eine Weile hin und her auf dem Heu, und murrte für Unwillen, denn er war ein eifriger Freund der Ruhe. Endlich da er gar nicht einschlafen konnte, stand er auf und sah hinaus in Mondschein.

Da kam die Müllerin leise zu ihrer Thür heraus, gieng hin und öfnete die Pforte und blieb an derselben stehen. Darüber ward er fast neugierig und gedachte es abzuwarten, was daraus werden würde. Bald aber so erschien ein wohlbeleibter Mann im Pfaffenrok, der halsete und küßte das Weib und ließ ihr kaum Zeit, die Pforte wieder zu verschließen. Sie aber sprach mit leiser Stimme: „Gemach, Herr Pater, gemach! dort aufm Heu schläft ein fahrender Schüler, der könnte uns verrathen." Sie giengen beide in das Haus und verschlossen es bedächtlich. Gleich drauf sah der Landfahrer in den Fenstern, die ihm gegenüber waren, helles Licht und bemerkte, daß die Müllerin sehr geschäftig thät. „Halt," dacht er, „das giebt einmal einen guten Schwank, hier mußte du nahe bei sein." Er machte sich langsam von seinem Heuboden herab, und schlich leise zum Fenster. Hier sah er alsbald den schmunzelnden Pfaffen hinter einem Tische, auf welchem ein gar ansehnlicher Krug mit Wein stand, dem er unterweilen zusprach. Darneben lag ein Wek

von Weizenmehl, und bald, so brachte das Weib eine Schüssel mit gebratnen Hünern. So wie sie aber im Begrif waren, sich darüber herzumachen, entstund am Thor ein gewaltiges Klopfen: „Heilige Cecilia!“ rief die Müllerin, „das ist mein Mann!“ Flugs schloß sie den Wek in den Schüsselkorb, verbarg die Hüner in den Ofen, nächstdem öfnete sie eine Siedel, und ermahnte den zarten Buhlen, sich da hinein zu verfügen; wozu sich auch derselbe nach kurzem Bedenken, obs ihm schon nicht gemüthlich war, bequemen mußte. Alsdann nahm sie den Weinkrug und machte sich damit nach der Thüre. Schnell barg sich der Student in einen Stall, der gegenüber offen stand, und sah von da noch, wie die herauskommende Müllerin den Weinkrug außen in einen Trog sezte. Nun erhob sie ihre Stimme: „Wer ist denn draus so spät bei Nacht?“

Der Müller. Ich bins, trauts Herz, komm, laß mich ein!

Sie. Ziemt sich das auch zur Stund' der Geister und der Diebe? Ich bin erschrocken, so mir Gott!

Er. Das thut mir leid!

Sie. Glaub's wohl! Hat Dirs auch leid gethan beim Zechgelag? Du Trunkenbold, Nachteule Du!

Er. Du thust mir Unrecht, Weib; ich komme g'rades Wegs aus dem Forst, und schmachte schier vor Hunger und vor Durst.

Sie waren nun in der Stube.

Er. (bittend) Gieb was zu essen und zu trinken.

Sie. Was? Denkst Du denn, ich richte Leckerbißlein zu, wenn Du nicht bist daheim? Du weißt das Brodt und draußen sind noch Molken, sonst hab ich nichts.

Er. Ein Schlürfle Wein!

Sie. Kein Tropfen da, und bei der Nachtzeit geht man nicht in Keller? *)

Der Müller holte sich Molken und Brod, und der Hunger nöthigte ihn zu essen.

Er.

*) Der Keller war in einem Berge, eine gute Strecke von der Mühle.

Er. Ist niemand heut' hier eingekehrt?

Sie. Warum? — Ein armer, fahrender Schüler liegt auf dem Heu!

Er. O, laß ihn doch herüber kommen! Vielleicht erzählt er einen Schwank; ich kann noch lange nicht schlafen gehn.

Sie. Nu ja, das wär' mir eben recht! und obendrein, der arme Wicht war müde wie ein Hund.

Er. Hol ihn doch, Trudel, glaubs, er hat längst ausgeschlafen.

Sie. Du Nachtgespenst, wer weiß, wo Du ebenfalls schon ausgeschlafen hast. Ich hol ihn nicht.

Er. Muß ich ihn selber holen.

Der Student hatte sich zu seinem Glük wieder auf den Heuboden gemacht, und wollte nun von ferne das weitere abwarten. Als der Müller gieng, ihn zu rufen, erhob der Pfaff im Siedel jämmerlich seufzend, seine Stimme: „Hilf, heiliger Antoni! Was wird draus werden?" Die Müllerin aber tröstete ihn, nebst angehängter Ermahnung, sich ruhig

zu verhalten. Indeß kam der Mann wieder zurük, und brachte den lauersamen Gast mit sich.

Der Müller. Sezt Euch hier nieder, guter Freund, und wenn Ihr Hunger habt, eßt mit mir, was ich habe; mein Weib hat heute nichts zugerichtet.

Der Student. Dank Euch für schwarzes Brod und Molken. Das ist kein Essen in der Nacht. Ich wollt mir wohl ein besser Mahl verschaffen, wenn ich Hunger hätt'.

Der Müller. (lachend) Wie das? — Nur her! Ich eß auch gern was Leckers.

Der Student. Doch muß Euch drob nicht grauen. Mein Mahl das kommt von Geistern, die sind mir zu Gebot, und bringen mir zu aller Stunde, was mein Herz begehrt.

Die Müllerin. Fort mit dem Teufelsbanner, fort! fort!

Der Müller. Laß ihn nur, Frau, Du siehst ja wohl, er giebt uns einen Schwank. Die Sprache kenn ich schon.

Der Student. Bin drum so böse nicht, Frau Trudel; auch meine Geister sind es nicht; doch sag ich das, es nah sich keines mir, kein Wort entwische Eurer Zunge, sonst kostets Euch den Hals.

Hierauf fieng der sonderbare Gast an, allerlei seltsame Zubereitungen zu machen. Der Müllerin Gemüth war in einer kritischen Lage, nicht ohne sichtbare Angst; der Müller hingegen glaubte, seinen Mann längst durchschaut zu haben, und wollte die Sache abwarten.

Der Landfahrer, nachdem er mit anscheinender Sorgfalt die Mitte der Stube gemessen, stellte er sich dahin, machte mit seinem Stabe dreimal einen Kreis am Boden, und dreimal an der Decke, murmelte einige unverständliche Worte, dann die folgenden verständlich:

„Ihr meine dienstbaren Geister, höret mein Gebot, mich hungert, schaft mir weißes Brod!“— Alsobald trat er aus dem Kreise und sprach zum Müller: „Guter Freund, schauet

schauet einmal hin, nach Eurem Schüssel-korbe, was gilts, Ihr findet einen Wek, der soll uns baß behagen.“ Der Müller sah ihn stuzig an, gieng nach dem Schüsselkorbe und fand zu seiner Verwunderung einen Wek von feinem Mehl, und brachte ihn zur Stelle: „Was ist das,“ sprach er, „habt Ihr einen Kobold, oder wollt Ihr sonst Scherz mit mir treiben?“

Der Student. Ich zeige Euch meine Kunst, versucht ob Euch der Wek schmekt, so will ich Euch wohl noch was anders herbeischaffen.

Er schnitt ein Stük ab, aß und gab dem Müller und der Müllerin.

Die lezte sah gar wohl, daß es ihr Wek war, doch war sie durchaus nicht dahin zu bringen, etwas von dem Drachensegen zu genießen. Der Mann hingegen aß und hub bald an: „Ja, wenn wir auch Fleisch oder was Gebratnes dazu hätten!“

Der Student. Ich will Euch auch Gebratnes schaffen! Das aber sag ich Euch

noch

noch einmal, nah sich keins meinem Kreise, noch spreche eins ein lautes Wort!

Er machte sofort wiederum drei Kreise am Boden, und drei an der Decke mit seinem Stabe, murmelte, wie zuvor unverständlich und sprach darauf:

„Ihr Geister höret ferner mein Begehr, schaft eine Schüssel mit Gebratnem her!“

Hierauf trat er wieder zu dem Müller: „Guter Freund“, sprach er, „schauet hin in Euer Ofenloch, da werdet Ihr finden eine Schüssel mit gebratnen Händeln, die sollen uns wohl schmecken.“

Der Müller schüttelte den Kopf, und gieng hin. Als er aber das Ofenloch aufmachte, kam ihm gar ein angenehmer Geruch entgegen, er brachte die Schüssel mit den Hünern zur Stelle, und sprach: „Traun, die Geister müssen die Händeln nicht gar weit zu holen haben, sie sind noch ganz warm, und riechen einem treflich in die Nase.“

Der Student antwortete: „Sie sollen auch treflich schmecken!“ Er legte dem Müller und seiner Frau vor. Der erste ließ sich auch nichts irren, sondern aß und pries die Hüner, als wahre Leckerbißlein; die Frau hingegen zeigte großen Abscheu, und obs ihr schon grimmig wurmte, sehen zu müssen wie ihre Hüner von ungebetnen Gästen verzehrt wurden, war ihr doch selbst die Eßlust, vergangen; denn es war ihr jezt ziemlich bange um den Ausgang der Sache, und so oft sie den Landfahrer ansah, schien sie um Diskretion zu bitten.

Aber noch weit übler war der arme Plebanus dran. Schon seine körperliche Lage war über die Maaße unbequem, denn das Behältniß, in dem er sich befand, hatte nicht geringe Aehnlichkeit mit dem wohlbekannten Troge, den vor einigen Jahren ein Philantrop zum Besten der leidenden Menschheit erfunden hat *). Darinne war seine

*) Eine Siedel nannte man vordem einen langen viereckigten doch nur schmalen Kasten, der zuweilen an der Wand fest gemacht war: man bediente sich dessen,

seine geistliche Korpulenz eingeknetscht wie ein Stük gesalzen Fleisch im Pökelfaß. Er schwizte höllischen Schweiß, und indem er einer Ohnmacht nahe war, entlud er sich einer geheimen Bürde, daß man wohl seine Gegenwart hätte spüren sollen, wäre der Deckel auf der Siedel nicht so gut eingefalzt gewesen. Hierzu noch die Angst über den Ausgang des Abentheuers, wozu sich eben nicht die besten Aspekten zeigten, denn er war sich im Geiste nichts gnädigers gewärtig, als ein tüchtiges Traktament von den Fäusten des Müllers, ohne was etwa der Beschwörer noch beitragen dürfte.

Indeß verzehrte der Müller mit dem schröpferischen Landfahrer die Hüner mit gutem Appetit; dabei koseten sie eins mit einander, und obschon der erstere nicht begreifen konnte, was er von seinem Gaste und dessen guten Bißlein halten sollte, wollte er sich darüber doch auch den Kopf nicht

dessen, sowohl darauf zu sitzen, als etwas darinnen zu verwahren. Man sieht dergleichen noch bei den Landleuten.

nicht zerbrechen. Er gedachte bei sich: ein gut Mahl ist Henkenswerth *), und hub zu dem Gesellen an: „Jammer und Schad! daß wir nicht einen guten Trunk Wein zu unsern Händeln haben.“

Der Student. Nein, traut Ihr so wenig meiner Kunst, daß ich nicht auch einen Trunk Wein zur Stelle schaffen könnte. Harret eine kleine Weile!

Er hub nun seine Beschwörung zum drittenmal an, und sprach:

„Holla, ihr gehorsamen Geister mein, bringt uns zur Stelle einen Krug voll Wein!“ „Guter Freund,“ redete er zum Müller, „gehet hinaus zu Eurem Brunnen, bei demselben ist ein Trog, darinnen werdet Ihr finden einen Krug mit Wein, den bringt zur Stelle!“

Der Müller gieng, und die Müllerin winkte bittend dem Landfahrer, denn zu reden mochte sie sich nicht unterwinden; derselbe

*) Ein Sprüchwort, das unsre Vorfahren sehr oft im Munde führten, und das karakteristisch ist.

selbe aber weidete sich an ihrer Angst, und meinte, sie um ihrer Hartherzigkeit, mit der sie ihn heut aufgenommen, zu strafen; er that also, als bemerkte er ihr Bitten nicht, sondern wendete sich zu dem zurükkehrenden Müller: „Poz Velten, die Geister müssen uns einmal wollen trunken sehen; wo bringt Ihr denn den mächtigen Krug Wein her? laßt schauen, ob er mundet."

Der Müller schenkte einen Becher voll, sie tranken beide und fanden den Wein vortreflich, wurden auch bald aufgeräumt. Da sprach der Müller: „Hört an, Kumpan, ich hab nun gesehen, daß Euch die Geister dienstbar sind, aber wenn Ihr ein rechter Meister seid, müßt Ihr mir auch können einen Geist sehen lassen." Der Landfahrer geberdete sich eine Zeit, als ob er nachdächte, darauf hub er an: „Ihr seid fast kek, und verlangt von mir ein Großes. Ich will Euch aber darthun, daß ich meiner Kunst Meister bin, und will Euch Luzifern, den Obersten der Geister zeigen. Sagt, in welcher Gestalt wollt Ihr ihn sehen?" Jener

war überrascht und konnte nicht sobald antworten, so gleich fuhr dieser fort: „Ich will ihn Euch als einen Pfaffen zeigen, aber nehmt jezt Eure Rosenkränze zur Hand, rührt Euch nicht von der Stelle, und seid stummer als die Fische, denn so Eins den Mund aufthäte, würden wir alle verloren sein." Die Müllerin kreuzigte und segnete sich, verwies dem Manne seine Verwegenheit, und rief alle Heiligen um Beistand an. Der Müllersmann aber blieb dabei. Nicht so wohl aus frivoler Neugierde, den Urheber alles Bösen von Angesicht zu Angesicht zu schauen, als vielmehr den Abentheurer aufs höchste zu treiben, an dessen Gewalt über die Geisterwelt er, troz Wek, Hünern und Wein, noch großen Zweifel hegte. Seine Neugierde schränkte sich fast allein darauf ein, zu sehen, wie sich dieser aus dem Handel ziehen würde.

Da stand der Landfahrer auf, nahm seinen Stab und schlug dreimal zur Erde, und zeichnete dreimal drei Kreise am Boden, und eben so viele an der Decke: drauf hub er an mit grausender Stimme:

Arrige aures, Domine!
Exsecro te, Diabole!
Prodeas mox cista,
Ubi latueris ista.
Si vis abire salve,
Ni, te proditurus sum, Calve *).

Er schlug wiederum dreimal mit seinem Stabe zur Erde: im Augenblicke erhob sich die Decke von der Siedel, krächzend kam hervor im Pfaffenrocke der höllische Proteus, gieng mit langsamen Schritten über die Stube und weiter zum Tempel hinaus.

Das hatte sich der Müller nicht versehen; Luzifer war schon längst, wo er sein wollte, da sah er noch immer erstaunt

*) Der Verfasser, der obige Verse nicht gern auf sein Kerbholz nehmen möchte, versichert, daß er sie wörtlich aus jener alten Handschrift entlehnet hat, nach welcher diese Geschichte erzählet ist. Sie lauten aber zu Deutsch also:

Herr Pater, spitzet jezt das Ohr!
Dich, dich beschwör ich Teufel!
Komm aus der Siedel schnell hervor,
Drinn stekst du ohne Zweifel.
Willst du davon kommen ohne Schaden,
Sonst, Kahlkopf, muß ich dich verrathen!

den Beschwörer an und konnte sich kaum fassen. „Nun,“ hub jener an, „habt Ihr den Luzifer gesehen, sagt nun, wie sah er aus?“ „Ach,“ antwortete der verduzte Müller, „Gott rechne mir den Frevel nicht zu, er sah, wie unserm Herrn Pfarrer aus den Augen geschnitten.“ „Ja,“ sagte das Weib, der es jezt mächtig leicht ums Herz ward, „so sah er aus; aber es war gewiß der Teufel, denn er hat einen höllischen Gestank hinter sich gelassen!“ Die übrigen fielen dieser Bemerkung bei; denn die aufgehende Siedel hatte in der That die Atmosphäre der Stube auf eine Art verändert, welche feinen Nasen allezeit sehr empfindlich ist.

Der Beschwörer machte sich hierauf ganz kaltblütig wieder zur Kandel, und lud den Müller ein, ein Gleiches zu thun. Dieser folgte auch und zwang sich, gleich jenem, lustig zu sein. Er konnte sich aber dennoch nicht enthalten, mit unter nachdenkend den Kopf zu schütteln, und den Beschwörer mit zweifelhaften Mienen anzusehen.

Des

Des andern Morgens früh nahm Frau Trudel Ehrn Gaßnern bei Seite, drükte ihm einen Goldgülden in die Hand und sprach: „Nehmt diß als eine Vergeltung, daß Ihr mich wohl berathen habt, und so Ihr des Wegs wiederum herkommt, will ich Euch gern willkommen heißen."

Der Müller aber hätt' ihn gern noch einen Tag oder zween bei sich behalten, um seinem Manne nach und nach auf die Fährte zu kommen; allein er nöthigte ihn umsonst. Der Landfahrer verspürte nicht die mindeste Lust zu bleiben. Er fürchtete nicht ohne Grund, der frevle Müllersmann möchte noch mehr Beweise seiner Beschwörungskunst heischen, und diese war er nicht gemuthet zu geben. Er gieng also und kehrte unterwegs bei dem Pfaffen ein, dessen sinnreicher Retter er gewesen war. Derselbe nun hatte es nicht im mindesten übel vermerkt, daß er ihm die Rolle Belials aufgetragen, den doch alle Pfaffen, laut ihres Berufs, als ihren abgesagtesten Feind und größten Widersacher zu betrachten haben; sondern bezeigte sich dankbar in Wort und That, be-

wirthete ihn köstlich und gab ihm, gleich der Müllerin, einen guten Zehrpfennig auf den Weg; bat ihn aber, reinen Mund zu halten.

Eine Zeitlang hielt der Bursche auch Wort; allein im Schwabenlande, wo man gar sehr gern lustige Mährlein und Schwänke hört, mehr als anderwärts in deutschen Gränzen, mußte er aller Orten viel erzählen, und einsmals, da er ganz erschöpft war, mußte zulezt auch dieser Schwank dran. Der Schäker mochte wohl mehr Gabe zum Erzählen haben als wir, denn diese Geschichte ward aus seinem Munde mit dem größtem Beifalle aufgenommen. Da sie öfters wieder erzählt wurde, so ward zulezt die Rede des Müllers, der er sich, wegen der Aehnlichkeit, die Luzifer mit seinem Pfarrer hatte, bediente, und welche, da er ein Bildner war, bei ihm leicht ein Kunstausdruk sein konnte, zum Sprüchworte. Wenn hernach die Leute von einem sagen wollten, daß er dem andern recht sehr ähnlich sei; so sagten sie: Er sieht ihm wie aus den Augen geschnitten.

Er hat mit St. Gertrud einen Wettlauf gethan.

Der Bischof Buko von Halberstadt, der Zeit seiner Tage sehr im Geruch der Heiligkeit stand, troz daß er sich allstet in weltliche Händel mischte, welches einem Hirten der Schafe Christi mit nichten geziemen will, hatte einen Leibknecht, mit Namen Bastel oder Bastian; den hielt er werther, denn einen seiner Diener, und pries ihn vor allen seiner Treue wegen. Hierbei ist zu wissen, daß der alte Buko gar mißtrauischeu Gemüths war, und auch wohl einigermaßen es Ursache hatte zu sein, wenn er die Menschen nach seinem eignen Gehalt, mit dem er nicht ganz unbekannt war, schäzte. Er hatte darum ein sehr scharfes Auge auf seine Dienerschaft, und stellte bald diesen, bald jenen auf die Probe; da er denn immerfort Plackereien genug entdekte. Basteln gleicherweise zu probieren, hatte er auch nicht ermangelt, dieser aber war allezeit bewährt erfunden worden. Dazu war der Knecht geschmeidig und gefügig, uud hatte überdieß das Ansehen, als ob ihn der Wiz nicht sonderlich plagte, wel-

ches manche Herrschaften an ihrem Gesinde wohl leiden mögen. Darum war er ihm günstig, nennte ihn seinen treuen Hund, und versprach ihm auch, mit der Zeit seine Treue zu belohnen. Und damit er einmal einen Mann aus ihm machen könnte, wie er sagte, ließ er ihm die Schreibkunst lehren; dieß geschah aber wohl mehr, um ihn in heimlichen Dingen zu brauchen, wie denn die geistlichen Herren der heimlichen Dinge viel haben.

Der Leibknecht war nun freilich nicht gar so treu, als der alte Bischof wähnte; er war aber auch kein so großer Schalk, als das übrige Gesindel, vom Neid getrieben, behauptete. Denn Bastel hatte einen scharfen Zuchtmeister an seinem Gewissen, das erlaubte ihm nur sparsam dem Bischoffe bei den kleinen Auslagen, die er für ihn hatte, einen Pfennig Zinsen anzuschlagen; denn also nennte er die Schwänzelpfennige, die er sich zuweilen machte; und unter dieser Benennung glaubte er dazu von seinem Zuchtmeister Erlaubniß zu erhalten. Dabei war

er ein guter Wirth, und wenn es den übrigen allen an klingender Münze gebrach, war doch bei ihm nie Mangel. Wenn sie alsdann zu ihm kamen, war er auch willig zu leihen; er hatte aber eine natürliche Neigung zum Negocianten, und lieh nie ohne Zinsen. Doch durfte ihn niemand einen Wucherer schelten; er ließ sich allezeit mit wenigen gnügen, daß es vielmehr schien, als wollte er nur seine Neigung befriedigen. Hiernächst hatte Bastel noch eine kleine Passion, die sich mit kurz gedachter sonst nicht vertragen will; er spielte sehr gerne. Anfangs konnte er nur mit Mühe zum Spiel gebracht werden; da er aber zu mehrern malen glüklich war, versuchte er es öfterer. Immer trug er einen kleinen Gewinn davon, und betrachtete bald das Spiel selbst als ein Negozium; es trug Zinsen, und er spielte.

Sonst war Bastel von den Lastern, die zu selbiger Zeit an den Höfen der geistlichen Herren im Schwange giengen, als dem Saufen und Buhlschafttreiben, nicht

angestekt, und ward darum von den übrigen sehr oft für einen Heuchler gescholten, was er jedoch im Grunde nicht war. Denn um viel Bier oder Meth mit den andern zu saufen, dazu schien er von Natur zu wenig Durst zu haben, und in Ansehung des zweiten Punkts mochte wohl sein Zuchtmeister immer hinter der Thüre stehen, und der hatte in diesem Stücke nicht so gar schwere Arbeit; denn indem Bastel die Völlerei mied, ward es ihm immer leicht, den bösen Versuchungen des Fleisches zu widerstehen. Wie wir also sehen, war der Leibknecht ein Menschenkind, das noch wohl unter den Haufen mit hinlaufen konnte; und unter des Bischofs von Halberstadt Dienerschaft mochte er leicht eins der bessern Subjekte sein, und wohl werth, daß sein Herr etwas auf ihn hielt.

Demungeachtet mußte der arme Wicht lange harren, ehe jener im Ernst daran dachte, die ihm gethane Versprechung zu realisiren. Sintemal man treuer Knechte nicht gern entrathet, also werden ihre

Dienste gemeiniglich spät und leider oft gar nicht belohnt.

Es hatte aber der betagte Buko noch einen andern treuen Hausgenossen weiblichen Geschlechts, dem er nicht minder eine Belohnung verheißen, darum, daß er ihm zu aller Stund treu und gewärtig gewesen war. Diener von der Art soll man viel eher geneigt sein, mit der Zeit auf gute Weise zu versorgen, und ihre Stellen durch andre zu ersetzen. Dasselbe schien auch bei dem Bischofe von Halberstadt der Fall zu sein. Und eines Morgens, da er wachend im Bette lag, und über sein Hauswesen nachdachte, fiel es ihm mit einemmale schwer aufs Herz, daß er seiner treufleißigen Wärterin, der frommen Thekla, Dienste bisher unbelohnt gelassen; er nahm sichs alsbald vor, diese Schuld mit nächstem abzutragen. Die Versorgung Theklas beschäftigte ihn, wir können nicht sagen warum, bis er aufstand, und da ihm zu gleicher Zeit Bastel vor die Augen kam, erinnerte er sich, daß er auch bei dem in Schulden stehe. „Ha!“ dachte er

er, „könntest dich wohl zweener Schuldner, die tagtäglich als lebendige Mahnbriefe unter deinen Augen umherlaufen, auf einmal entledigen, wenn du den Bastel eine Pfründe und in ihm der Thekla einen Mann gäbest.“ Sogleich erhob sich zwischen Herrn und Diener folgendes Gespräch: „Hör an, Bastel,“ sagte der Bischof, „ich gedenke oft dein, wie du mir von der Zeit, da du noch ein Bube warest, bis auf den heutigen Tag treulich gedienet, und meinen Geboten bist gehorsam gewesen zu aller Stund; darum will ich nun deine Treue lohnen, und dir ein Amt geben in nächster Frist.“ Bastel, überrascht durch diese Rede, der er sich nicht vermuthen war, neigte sich demüthig und dankbarlich; seine Zunge schwieg, aber eine freudige Röthe auf seinen Wangen zeigte dem Bischof, daß sein Herz sprach. Darüber freute sich der alte Herr und fuhr alsbald fort: „Ja, Bastel, ich will dein gedenken nun zu allererst. So ich dir aber ein Amt gebe, ist dir auch eine Wirthin vonnöthen.“ Bastel lächelte und neigte sich wiederum, der Bischof sahe ihn

an

an und sprach weiter: „Ich habe auch in diesem Falle dein gedacht, oder hast du schon eine Buhlschaft?“ Der Diener sprach: „So mein gestrenger Herr nicht ein Gelust hat, Scherz zu treiben mit seinem Knechte, mag ich wohl sagen, daß mein Herz noch nie in den Fallstricken einer Dirne geseufzet; auch darf ich mich wohl rühmen, daß ich meine Keuschheit bewahret bis hieher.“ Der alte Herr blinzelte mit den Augen und sagte: „Du hast gethan, was dem Diener eines frommen Mannes geziemet. Wohlan du kennest die Thekla, meine Wärterin, die gleicherweise fromm und züchtig gelebt hat wie du; dieselbe habe ich zu deiner künftigen Hausfrau ausersehen, und wenn sie dein pfleget, wie sie mir gethan, so wirst du genesen sein.“ Der Knecht antwortete: „Ich preise die Gnade meines Herrn, derselbe thue mit seinem Knechte, was ihm gefällt.“ Buko nahm es sofort auf sich, bei Thekla sein Freiwerber und Fürsprecher zu sein, und machte ihm im voraus gute Hofnung.

Thekla war die Tochter eines Waffenschmiedes, weiland in Diensten des Bischofs. Vordem war sie sehr schön gewesen, sie hatte aber ihr dreißigstes bereits zurükgelegt, mit welchem Jahre die Rosenzeit des schönen Geschlechts, auch da, wo das Gärtlein vor Unfall und Ungestüm verwahrt geblieben, gemeiniglich zu Ende geht. Alsdenn ist jedoch der Sommer noch nicht ganz vorüber, und wir finden noch allerlei schöne Blumen, daran wir uns, wenn wir anders gesezten Gemüths sind, noch wohl ergötzen mögen. Dies war der Fall bei Thekla; ja sie hatte noch mehr Reize, als man von ihrem Alter heischen konnte, und für einen Wicht, wie Bastel, der sein fünftes Stufenjahr auch schon im Rücken hatte, war sie noch immer eine sehr gute Parthie. Dazu war sie gewiß nicht ohne einen Nothpfennig, auch stand zu vermuthen, daß der fromme Bischof ihr einige Aussteuer geben würde. Anlangend endlich den dritten Punkt — von welchem einige meinen, man solle ihn ebenfalls wohl erwägen — ihre innere Beschaffenheit; so war zwar niemand, der sie sonderlich geprie-

sen

sen hätte, und das übrige Gesindel, das zuweilen von ihrer scharfen und geläufigen Zunge wie mit Ruthen gestrichen wurde, war nicht allezeit wohl auf sie zu sprechen. Sie hatte aber doch ihren frommen Herrn so wohl gepfleget und so lange als keine, die vor ihr war, daß man daher wohl einen sichern Beweiß nehmen konnte, sie müsse gut und fromm sein.

Gleichwohl wollte Basteln, als er den ersten Rausch ausgeschlafen, allerlei zu Kopfe steigen und sein Zuchtmeister trat mit Erinnerungen hervor, die er sich diesmal hätte ersparen können. Es war ihm nicht unbewußt, was sich damals die Leute im gemeinern Leben von den Pflegerinnen der geistlichen Herren erzählten; er hatte auch wohl zu Zeiten von losen Buben einige flüchtige Bemerkungen über Thekla selbst mit angehört, ja er erinnerte sich jezt, daß seine eigene Augen selbst ihm manchmal etwas gezeigt, daraus er wohl hätte Arges nehmen können, wenn er gewollt hätte. Leztlich schiens ihm auch, als ob sein Herr ihn nur

darum versorgen wollte, damit er zugleich seine Wärterin an Mann brächte, das aber hielt er für eine sehr knauseriche Belohnung seiner treuen Dienste. Er berechnete freilich dagegen wieder, daß ihm der Bischof eine einträgliche Pfründe verleihen würde, wobei er alle Jahr etwas erübrigen und zu seinen Negocen verwenden könnte. Die Aussteuer und Theklas Sparpfennig kamen auch in Anschlag, daraus sich, wenn seine Pfennige darzu kämen, ein fein Kapitälchen formiren ließe, das sich mit der Zeit, wenn er es nach seiner Art in kleinen Posten auslieh, artig vermehren dürfte. So gedachte er eben nicht übel zu fahren; und es wurde ihm schwer, einen Entschluß zu fassen. Aber er hatte es auch dem Bischofe schon so gut als zugesagt, den durfte er keineswegen vor den Kopf stoßen. Am Ende sahe er ein, daß er mit seinen Bedenklichkeiten wenig ausrichten würde, und verglich sich vor der Hand mit sich selbst dahin, es darauf ankommen zu lassen, was ihm Buko für ein Amt antragen würde.

Nicht so bedenklich war Thekla. Noch an dem nämlichen Tage trug ihr der fromme Herr die Sache vor, und sie verstand sich auf der Stelle darzu, äußerte jedoch die gehorsamliche ziemliche Bitte: „Sr. Gnaden möchten den ehrlichen Bastel in Gunsten also bedenken, daß sie als rechtliche und fromme Leute mit einander leben könnten;“ welches er ihr auch zusagte. Im übrigen können wir nicht unerinnert lassen, daß bis auf diese Stunde Bastel der Jungfer Thekla unter allen Dienern ihres Herrn der gleichgültigste gewesen war. Dieweil es aber die Umstände einmal also fügten, betrachtete sie ihn in der Frömmigkeit ihres Herzens als ein Geschenk von oben, welches sie mit nichten verschmähen dürfe. Es war ihr auch von ihrem Sponsen bewußt, daß er still und gehorsam sei, auch mit seinen zwo Augen nicht so sonderlich weit sehe, was sie alles gar empfehlend an ihm fand. Bastel aber, ob er schon sich das nicht austhun mochte, sahe doch allezeit, wärens auch nur einige Schritte gewesen, weiter, als die übrigen dachten.

Des andern Tages mußte der Knecht in aller Frühe sich aufmachen, eine Reise ins Land zu thun für seinen Herrn. Er brachte auf derselben länger als acht Tage zu, in welcher Zeit er unabläßig an seinen Bedenklichkeiten wiederkäute. Als er zurükkam, begegnete ihm Thekla an der Pforte; er erschrak, und es war ihm schier zu Muthe wie einem Diebe, dem der Scherg auf den Hals kommt. Sie hingegen grüßte sich höflicher vor ihm, als sie je gethan und hub gar freundlich an: „Sieh da, Bastel! Seid Gott willkommen! Ihr seid lange ausblieben.“ Der arme Wicht war bemüht, sein Angesicht gleichergestalt in eine freundliche Form zu bringen; es fiel aber ziemlich fratzenmäßig aus, und eine andre Antwort als: „Hat mein Herr, der Bischof, mein begehret?“ konnte er nicht finden. „Ja,“ erwiederte hierauf Thekla, „er und noch mehr gute Leute:“ so gieng sie fürbaß, und jener wagte kaum ihr nachzusehen.

Er stieg ab, gieng und gab seinem Herrn Kunde von seinem Geschäft.

Als

Als er geendet hatte, hub Buko an: „Wohl, Bastel, ich bin auch dießmal mit dir zufrieden! Es dürfte aber leicht das lezte Geschäft der Art sein, das du für mich vollbracht hast. Ich habe dein gedacht; heute pflege der Ruhe, und wenn du morgen zu mir kömmst, sollst du ein ferneres wissen." Dem Diener schlug bei diesen Worten das Herz gewaltig, einige unvernehmliche Worte bebten von seinen Lippen; er beurlaubte sich und gieng in sein Kämmerlein.

Wir dürfen uns nicht wundern, daß sich Bastel bei allen diesen Dingen so albern benahm. Kein starker Geist war er nicht, das haben wir nun schon gesehen; obendrein war er ganz und gar Neuling in der Lage, darinnen er sich jezt befand, und die ihm immer noch überraschend kam. Der freundliche Willkomm seines zukünftigen Ein und All's hatte auch eine gar sonderbare Wirkung auf ihn gehabt. Er wünschte, sie hätte mehr gesprochen, gleichwohl wars ihm auch lieb, daß sie ihn noch so bald entlassen hatte,

 weil

weil er wohl fühlte, wie schlechter mit seiner Gegenrede würde bestanden haben. Eine ihm unbekannte Bangigkeit hatte sich sein bemeistert, der Zuchtmeister mit seinen Bedenklichkeiten Theklas Unbescholtenheit betreffend, wurde nun vor der Thüre abgewiesen, und er würde ihr in dem Augenblicke seine Hand dargereicht haben, denn er zweifelte nun schon, wie das kleinen Seelen geht, und fürchtete für den morgenden Tag schier mehr, als er hofte. Er dachte zwar oft an die lezten Worte des Bischofs, aber wie das Amt beschaffen sein möchte, das er ihm bestimmt, das kümmerte ihn jezt gar wenig; mit Thekla hätte er mit einem Pförtnerdienstchen vorlieb genommen. Darum scheint mir der kleine Junker Kupido, den viel Leute unverständiger Weise erheben, ein gar böser Kobold zu sein, denn er macht die armen Sterblichen, wenn sie ihm einmal ins Garn gelaufen, für ihr zeitliches und ewiges Wohl blind, wie wir an unserm Bastel sehen. Daß er die ganze Nacht sich auf seinem Stroh ohne Rast hin und her wälzte, bald fror, bald wieder schwizte, und daß er überhaupt,

so lange er im Leibe wallte, noch keine dergleichen Nacht erlebt hatte, wird man uns gerne glauben.

Der Morgen brach an, er stand auf, nahm sein Brevier zur Hand und betete sein Ave und seinen Rosenkranz mit so schlechter Andacht, als nie von ihm geschehen. Aengstlich harrte er der Befehle seines Herrn, die seiner Meinung nach sehr lange ausblieben. Endlich ward er gerufen; es fuhr ihm wie ein Pfeil durchs Herz, und er trat ins Gemach mit einem Muthe, den der kleinmüthigste Kandidat nicht schlechter mit ins Examen bringen kann. Noch mehr aber erschrak er, als er Thekla zur Seiten des Bischofs erblikte. Sie winkte ihm zwar gleich beim Eintritt sehr freundlich, dennoch konnte er seinem armen Leichnam nicht wehren, daß er nicht über und über gezittert hätte. Buko sahs, lächelte und hub an: „Du weißt, Bastel, warum ich dich heute zu mir beschieden; hier ist Thekla, ich bin dein Freiwerber gewesen, sie will die Deine werden.“ Diese Worte klangen gar tröstlich in

Bastians Ohren; er dankte stammelnd dem Bischofe und näherte sich Thekla, die ihm ihre Hand darreichte, und die er ergrif, indem er schüchtern zu ihr aufsah. Der alte Herr weidete seine Augen an diesem Anblik: „So, meine Kinder," sprach er, „denn als solche hab ich euch immer betrachtet, als solche verlobe ich euch jezt im Namen Gottes und seiner heiligen Mutter." Bastel und Thekla fielen auf ihre Knie. „Sein Segen falle auf euch nieder, wie ein milder Thau, daß Ehre und Zufriedenheit euch beglücke! Zeuget Kinder, damit ihr Freude habet auf Erden! Es helfe euch Gott und seine Heiligen. Amen!" Amen, sagten die Verlobten, küßten die Hand ihres Wohlthäters, keines von beiden ohne die innigste Rührung und standen auf. „Und nun, Bastel, fuhr Buko fort, damit du mit Thekla einen rechtlichen Wandel führen kannst, mache ich dich zum Vorsteher von St. Gertrudenhospital; es ist eine gute Stelle, die einen Ritter ernähren könnte. Diene deiner Heiligen so treu, als du mir gedient hast, damit du dein Gewissen vor Gott, und deine Ehre vor den Menschen

schen rein behaltest!“ Die beiden Verlobten konnten nicht Worte finden, sie weinten und Bastel war so durchdrungen, daß er sich selbst einer solchen Belohnung unwerth achtete.

Was jezt in den Zimmern des Bischofs vorgegangen war, wurde alsbald am Hofe und in der Stadt bekannt; der Neid grinzte aus hundert Augen, und es fehlte nicht an hämischen und witzigen Anmerkungen, wie es heut zu Tage bei solchen Fällen gleicherweise zu geschehen pflegt: denn hierinne waren sich die Zeiten immer gleich, seit Kain Abel erschlug. Thekla wollte hiervon manches bemerken, Bastel hingegen nahm gar keine Notiz von dergleichen Dingen; er war vollkommen zufrieden mit seiner Verlobten, eben so mit seiner Pfründe, die auch im geringsten nicht zu verachten war, und fieng allmählich an, kleine Ueberschläge zu machen, wie er die kleinen Kapitälchen nach seinem Sinne anlegen wollte.

Des Bischofs von Halberstadt ehemaliger Leibknecht war nun Ehemann und Vor-

steher des Hospitals zu St. Gertrud; und da wirs nun einmal über uns genommen, seine Geschichte der Länge nach zu erzählen: so müssen wir, um den seltenen Namen eines pragmatischen Schriftstellers zu erringen, dem geneigten Leser des fördersamsten zeigen, wie er sich in diesen beiden Verhältnissen benahm. In Betrachtung seiner ehelichen Glükseligkeit nun, so ließ zwar seine Gattin, der er auch nach dem ersten Vierteljahre noch immer aufrichtig zugethan war, gar bald merken, daß das Hausregiment, wie billig, ihr gehöre; Bastel aber war ein gefälliger Ehemann und überließ ihr selbiges, ohne einige Einrede und sonder Bedenken. Er ertrug es auch mit wahrer Gleichmuth, wenn es je zuweilen seinem zarten Herzgespiel in den Sinn kam, ihm in einer derben Lekzion ihre rednerischen Talente, die wir oben schon beiläufig gerühmt haben, sehen zu lassen. Und wenn dieselbe noch heute oder morgen ihren frommen Wohlthäter heimsuchte; so wollte sich zwar hierbei anfangs so etwas in ihm regen; er gab aber dem Widersacher, wie das jedem frommen Ehemanne

wohl

wohl anstehen will, kein Gehör; und suchte sich aller Bedenklichkeiten dieser Art zu entschlagen, wie man lästige Freunde fliehet, die uns wider Verlangen immerdar mit gutem Rathe zur Hand sind. Was ferner die Verwaltung seines Amts betraf, lag er derselben möglichsten Fleißes ob, und diente Bukos Ermahnung zufolge der heiligen Gertrud mit eben der Treue, mit welcher er ihm gedient hatte; das heißt, er schlug ihr, wie vor dem ihm, dann und wann kleine Zinsen an, übertrieb es jedoch keinesweges, und, bis auf einen gewissen Zeitpunkt, den wir auch noch berühren werden, benahm er sich in seinem Amte also, daß man ihn nicht zu den übeln Haushaltern rechnen konnte, die zu seiner Zeit erst recht bekannt wurden, und wegen welcher noch in unsern Tagen Amtleute, Schösser, Verwalter und so weiter, ganz ohne ihre Schuld, nicht in dem besten Rufe stehen.

Um aber wieder auf seine Negozia zu kommen, so erweiterte er dieselben nun zwar; allein in solchem Umfange, wie er

sichs gewünscht und vorgenommen hatte, konnte er sie denn freilich nicht treiben. Anlangend die Aussteuer vom alten Buko, so war selbige nicht so erkleklich ausgefallen, als sie wohl hätte sein mögen, und es war sichtbar die reiche Pfründe dabei in Anschlag gebracht; und Theklas Sparpfennige, davon er sich wenigstens einen Strumpf voll vermuthete, diese kamen nur in einem mäßigen Beutelein zum Vorschein, worüber wir allerlei Konjekturen anstellen könnten, wenn es einem ehrbaren Geschichtschreiber geziemen wollte, mit kahlen Vermuthungen und Kannegiessereien seine wißbegierigen Leser aufzuhalten.

Ob aber schon Bastel seine Geschäfte nur so ganz im Kleinen trieb, und vermöge des geringen Fonds treiben mußte: so hatten es doch einige vornehme und angesehene Leute, die dann und wann Geldes bedürftig waren, ausgewittert, daß der Vorsteher vom St. Gertruden Hospital Gelder zu verleihen hätte. Man hatte auch guten Grund in ihm einen Mann von Mitteln zu vermuthen,

muthen, denn das wär er ja auch gewesen, wenn seine eigenen Erwartungen so richtig eingetroffen wären, als er sichs vor dem zugesaget.

Da ward er geladen zu Rittern und Edeln, die hofirten und feierten ihm sehr, daß der arme Schlucker, der nun einmal ein wenig dämisch war, nicht wußte, woher ihm das kam, und konnt er nicht anders wähnen, als sein Amt bringe das so mit sich. Es geschahen ihm auch unter der Hand einige ziemlich vortheilhafte Anträge, die er jedoch mit aufrichtigem Bedauern von sich ablehnen mußte. Ja er war, wenn man weiter in ihn drang, offenherzig genug, seine Umstände ohne einigen Hehl ins Licht zu stellen, woraus denn erfolgte, daß er bald von einigen gar nicht mehr, und von andern nur sehr selten noch geladen wurde. Es wunderte sich denn nun wohl der Herr Vorsteher darob, wie er sich anfangs verwundert hatte, kümmern aber thäts ihn nur wenig, und zwar auch das nur seiner theuern Hälfte halben, die sich nicht so leicht als ihr

Herr

Herr in den Willen der Schickung bequemen wollte. Weit mehr war er bekümmert, daß er seinen vornehmen Freunden nicht nach Herzenswunsch dienen können. Auch war es ihm im geringsten nicht gemüthlich, daß er so viele schöne Gelegenheiten, ansehnliche Negocia zu machen, hatte durch den Bauch stechen müssen. Je länger, je mehr nahm er sich die Sache zu Herzen. Thekla sah ihn von der Zeit an oft in tiefen Gedanken, und zuweilen wenn sie des Nachts von ungefähr an seiner Seite erwachte, hörte sie ihn mit sich selbst sprechen, wobei ihr gar grauserlich zu Muthe ward. Es mußte auch der Bettgenosse manche derbe Lekzion darüber vernehmen, zugleich sezte sie ihm hart zu, daß er kund thät, was seinen Geist ängstige. Da entschuldigte er sich, es gehe ihm eine Krankheit an, die plage ihn des Tags mit herbem Unmuth und Melancholei, und des Nachts mit ängstlichen Träumen. Des beschied sich Frau Thekla, und klagte es bei vorfallender Gelegenheit dem heiligen Vater Buko, der sendete ihm seinen Arzt, der war ein Jude.

Bastel aber war nicht krank an seinem Leibe, darum konnte ihm auch kein Arzt helfen, vielmehr, ich will es euch, meine Lieben, nicht länger verhalten, lag der Vorsteher von St. Gertrud diese ganze Zeit in hartem Kampfe mit seinem Zuchtmeister. Die heilige Gertrud war gar reich an baarem Vermögen, wovon sie im Grunde gar keinen Gebrauch zu machen wußte. Als ihr Vorsteher, Hausmeister und Rechnungsführer hatte zwar Bastel dasselbe unter seiner Verwahrung; allein er durfte davon in eignem Nutzen nichts verwenden, das war wider seine Pflicht. Dennoch kränkte es ihn im Herzen, daß das schöne blanke Geld rosten, und keiner lebendigen Seele frommen sollte. Er gerieth darum oft in Versuchung, sich einen Theil desselben zuzueignen; dann aber trat allezeit sein Zuchtmeister mit dräuender Mine vor ihn; ließ sich auch gar nicht so leicht besänftigen und abweisen, wie ein andermal. Er hielt ihm vor, die Sache sei von gar großem Belang und malte ihm die Folgen feuerfarben und schwarz. Zuweilen aber, wenn sich der Zuchtmeister auf ein

halb

halb Stündlein beurlaubt hatte, sah er wieder, und das Herz schlug ihm gewaltig bei dem Gedanken, wie schön er seine Negocia ausbreiten und seinen vornehmen Gönnern und Freunden dienen und nutzen könnte, alsdenn war er oft auf dem Wege, ein paar Griffe in St. Gertruds Seckel zu thun. Aber plözlich erschien der Zuchtmeister wieder, seine Mienen waren allemal drohender als vorher, und der jämmerliche Wicht prallte zurük, wie die Katze vom Fleischtopfe, wenn der Koch Stimme und Löffel erhebt. Es schien auch, als wollte sich hier gar keine Auskunft treffen lassen; Bastel mochte dingen, wie er wollte, es wurde nichts draus.

Einsmals kam er vom Spiel heim; er hatte nach seiner Art einen ziemlichen Schlag gemacht, und war so wohl gemuthet, als er in guter Zeit nicht gewesen war. Indem er nun so die gewonnenen Pfennige zählte, kam ihm schnell der Wunsch ein: „Wenn ich doch nur auch einmal mit St. Gertrud ein Spielchen machen sollte!" Der Zuchtmeister hatte da kein Arg draus;

er schwieg, ja er hätte vielleicht gelacht, wär er nicht gar zu ernstes Wesens gewesen. Der Vorsteher aber fand Behagen an seinem Einfall und hieng demselben nach; in kurzer Zeit hielt er die Sache thulich und bequem. Der alte Bekannte meldete sich zwar nun wieder: er hatte aber dem Feinde Zeit gelassen, sich zu verschanzen, und half ihm nun nichts, daß er mit Gewalt vordringen wollte, alles war verloren Spiel, denn der Knabe gebärdete sich keck und unterfieng sich mit ihm zu rechten. „Hast du," sagte er zu ihm, „mir nicht erlaubt vom Bischoffe meinem Herrn, und von St. Gertrud meiner Heiligen Zinsen zu nehmen, warum sollte ich nicht eins mit ihr spielen?" Und hiermit wars beschlossen: der Alte erschien zwar noch bei Gelegenheit, ward aber fortan gar nicht mehr gehört. Er zog sich darum vor der Hand zurük, gedachte aber zu seiner Zeit wieder zu kommen.

Jezt kams allein noch darauf an, was man für ein Spiel wählen sollte. Daß die Heilige von den so sehr verschrieenen Würfeln keine Freundin sein könne, das nahm er als

gewiß an; es fiel ihm aber bald ein, daß ein Wettlauf ein gar unschuldig Spiel wäre, wo auch wohl eine Heilige einmal mit dran gehen könnte. Er meinte nun nicht, die Sache noch erst auf die lange Bank schieben zu wollen, sondern nahm den Seckel St. Gertruds zur Hand, zählte davon Einhundert Mark Silbers ab, gieng zu dem Bilde der Heiligen, und legte das Geld neben ihr hin auf den Altar. Das Herz mochte ihm dabei wohl nicht ein klein wenig pochen, er ermannte sich aber und sah der Patrona ins hölzerne Angesicht. „Wohlan," sprach er, „heilige Gertrud, ich bin gesonnen einmal einen Wettlauf mit dir zu thun. Siehe das Geld, das zu deiner Rechten liegt, hundert Mark Silbers, soll der gewonnen haben, der von uns beiden zuerst zur Kirchthür kommt." Kaum war das lezte Wort über seine bebenden Lippen, so lief der Herr Vorsteher mit solcher Schnelligkeit der Kirchthüre zu, daß ihn wohl keiner der Läufer aus Midian eingeholt hätte, um viel weniger eine hölzerne Heilige. St. Gertrud unterwand sich deß auch gar nicht, sondern blieb in gewohnter

Gleich-

Gleichmuth auf der Stelle, wo sie stand, sahe auch eben so gleichgültig zu, als der rükkehrende Bastel die hundert Mark als sein gerechtes Eigenthum an sich nahm, und nach geziemender Verbeugung damit zum Tempel hinaus wanderte.

Der Vorsteher war froh in seinem Herzen und überließ es seiner Heiligen, sich über ihren Verlust zu grämen. Man sah ihn von der Zeit an nicht mehr in tiefen Gedanken, und die nächtlichen Exklamazionen, welche der ruheliebenden Thekla so unbequem fielen, schwiegen nun auch. Der Inhaber der hundert Mark gab sich sofort Mühe, das Geld unter sichern Bedingungen nach und nach an den Mann zu bringen, was ihm denn eben auch nicht schwer fiel. Seine vornehmen Gönner besonnen sich bald wieder, und man feierte dem Vorsteher von St. Gertrud mehr, als man je zuvor gethan. Es konnte jedoch nicht fehlen, die schnelle Veränderung, die sich in den Umständen desselben ergab, mußte einem lauersamen Publiko auffallend sein. Der Neidhart erhob von neuem seine heisere Stimme, und man theilte sich einan-

der wohlmeinend allerlei Muthmaßungen mit, die für jenen nicht zum vortheilhaftesten ausfielen.

So wenig als andere begrif Thekla, woher mit einemmale ihrem Herrn und Gemahl so viel Reichthum geworden wäre; und säumte nicht die erste Gelegenheit zu nutzen, ihn mit Glimpf darüber zu vernehmen. Bastel war zwar im mindesten nicht gesinnet, irgend einer lebendigen Seele, selbst nicht seiner herzlichgeliebten Betthälfte einige Auskunft über seine verbesserten Umstände zu geben, und hielt das erste Examen mit einer Standhaftigkeit aus, die Thekla gar nicht von ihm gewohnt war. Beim zweiten nahm sie sichs jedoch vor, ihn nicht wieder so durchwischen zu lassen. Man sagt von den Weibern, daß sie, wenn sie sich etwas im Ernst vornehmen wollen, selten ihren Zwek verfehlen. Thekla aber hatte großen Ernst, und nachdem sie den armen Kreuzträger über und über mit Liebkosungen eingeseift, und jeden Verdacht von Geschwätzigkeit von sich bestmöglichst abgelehnt, sezte sie ihm so lange zu, bis er der

Folter

Folter unterlag und sein Geheimniß von sich gab, wie die Mandeln ihr Oehl, wenn sie der Laborant nach vorhergegangener Röstung unter die gewaltsame Presse bringt.

Thekla stuzte freilich etwas, ja es dünkte ihr diese Art mit Ehren reich zu werden, wie Bastel der Sache den Namen gab, unter die neuesten und frappantesten zu gehören; allein ihr Gemahl wußte sehr bald ihren aufsteigenden Bedenklichkeiten zu begegnen, und weil sie solchen ohnehin nie sehr nachgehangen hatte, war sie auch dießmal bald beruhigt.

Nicht so geschwinde beruhigte sich das Publikum, und der zu schnell reich gewordene Vorsteher zu St. Gertrud war noch je zuweilen das Gespräch. Nun hatte die Frau Vorsteherin eine Schwester, die lebte in keuscher Ehe mit einem Leinweber, der jedoch, weil er ein großer Freund politischer Unterhaltung war, das Weberschiflein oft zu ganzen Tagen ruhen ließ, weshalb auch der arme Kunz nicht ermangelt hatte bei ihm einzukehren und zu wohnen. Und er hätte manchmal keine andere als politische Nah-

rung für seinen langhängenden Magen gewußt, wär es ihm nicht durch die Milde seines Schwagers vergönnt gewesen, denselben aus dem Kessel zu befriedigen, in welchem für die Pilgrimme und Kranken des Hospitals zubereitet wurde. Einmals nun erwähnte die Schwester, welcher Frau Thekla mit unter manch gut Bißlein zukommen ließ, im traulichen Gespräche etwas von dem Neid und Unglimpf der Menschen, womit sie ihren frommen Schwager verfolgten. Darüber entrüstete sich Frau Thekla und schalt auf die Bosheit der Leute eine Zeitlang mit der ihr gewöhnlichen Beredsamkeit, zulezt aber vertraute sie der theilnehmenden Erzählerin, damit sie nicht auch unebnen Verdacht wegen der Redlichkeit ihres Mannes hegen möchte, freilich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, daß Bastel mit St. Gertrud einen Wettlauf gethan und ihr etwas ansehnliches abgewonnen habe. Die Leinweberin gelobte nicht nur das Geheimniß für dieses Leben mit ins Grab zu nehmen, sondern auch in der Ewigkeit keinen Gebrauch davon zu machen; allein die Begierde

gierde sich mitzutheilen, die bei einem Weibe alle Bedenklichkeiten überwiegt, machte, daß sie ihr Angelöbniß, sobald sie ihrer Schwester Adieu gesagt, auch schon vergessen hatte, und kaum war sie über ihre Schwelle getreten, so war das erste Wort zu ihrem Manne, daß ihr Schwager der Vorsteher, mit St. Gertrud einen Wettlauf gethan. Der Leinweber vertraute zwo Stunden darauf die Sache seinem Nachbar, dem er hergebrachtermaaßen nichts heimliches bergen durfte; weil ihm jener ebenfalls alles richtig mittheilte, was ihm sein spiesbürgerlicher Forschungsgeist an die Hand gab. Den nämlichen Abend veroffenbarte der Nachbar bei der Zeche das endlich entdekte Geheimniß einigen Genossen, und über den andern Tag wußte die ganze Stadt, „daß Bastel mit St. Gertrud einen Wettlauf gethan."

Da der Handel so gar ruchbar ward, mußte er endlich auch zu den Ohren des frommen Vaters Buko gelangen. Derselbe aber vermerkte die That gar übel, und schwur bei sich, den ungetreuen Vorsteher baß zu züchtigen. Er ließ ihm schnell vor sich laden;

aber Thekla machte sich eilig zu ihm auf. Sie fand freilich den frommen Herrn fast entrüstet, denn er sprach alsbald zu ihr: „Dein Mann kann hinfort nicht mehr Vorsteher sein!“ Allein der Weg zu seinem Herzen war ihr nicht unbekannt, und als sie einmal dahin gelangt war, legte sich allmählich der Sturm seines Unwillens; der Handel wurde unterdrükt und Bastel kam mit einer derben Lekzion davon. Diese leztere sezte jedoch den alten Zuchtmeister aufs neue in volle Autorität, derselbe kam jezt mit einer Geißel zum Vorschein, welche er Basteln so oft fühlen ließ, daß der arme Wettläufer seiner Tage nimmer froh wurde. Bei seinen Zeitgenossen ward er zum Sprüchworte. Wenn einer reich wurde, und man konnte sich das nicht so gleich erklären, so hieß es von ihm: „Er hat mit St. Gertrud einen Wettlauf gethan.“ Diese Rede blieb lange Zeit in dem Munde der Leute, und soll selbst jezt noch in der Gegend, da sie entstanden ist, je einmal gehört werden.

Trauwohl hat die Kuh gestolen.

Zu der Zeit, da Herrmann, den sein Volk und alle Welt den gütigen nannte, auf dem erzbischöflichen Stule zu Cölln saß, fanden sich allerlei lose Gesellen im Lande, welche den Leuten die Beutel fegten, Freiharte*), Weißkäufer und Diebe, vor deren listigen und groben Streichen sich auch selbst der klügste nicht allzeit wahren mochte. Die Ursache, warum die saubern Herren das gute Land zu ihrem Tummelplatze erkieset, war, wie einige wissen wollen: Der menschenfreundliche Erzbischof ließ niemals einen henken oder sonst am Leben strafen, der nicht offenbar eine Blutschuld auf sich geladen. Die Diebe aber wurden, so lange er regierte, nach Maaßgabe ihrer Verbrechen, gestäupt und ins Gefängniß geworfen, oder des Landes verwiesen. Solchem nun sich zu unterziehen, wenn sichs einmal nicht anders gebahren wollte, fiel belobten Ehrenmännern weit gemächlicher, als wenn man ihnen, wie es in andern Ländern Sitte war, die un-

*) Vagabunden, Glücksritter.

unglimpfliche Anmuthung hätte thun wollen, in dem Kloster zu den dürren Brüdern Profeß zu thun *). Der menschlichdenkende Hermann, der nach seiner weisen Ueberzeugung glaubte, also handeln zu müssen, war besser als sein Zeitalter und es erwuchs daher die Inkonvenienz, daß seine guten Unterthanen von einem Haufen losen Gesindels arg genug geplagt wurden. Denn in jenen traurigen Tagen waren tüchtige Landwehren und eine verhältnißmäßige Anzahl von Galgen für die Sicherheit eines Landes eben so nothwendig, als es heut zu Tage Schöppenstüle und Zuchthäuser sind **).

Un-

*) So nennten unsre lieben Vorfahren, bei denen das Henken leider nur zu gewöhnlich war, sprüchwörtlich den Galgen. Veit Webers Sagen der Vorzeit.

**) Der alte Sprüchwörtermann Agricola, den ich immer verehren würde, und wenn er auch der alleinige Verfasser des unter uns sehr übel berüchtigten Interims gewesen wäre, sagt hierüber, und meine sehr werthen Leser mögen sich einmal gefallen lassen, ihn zu hören, folgendes: „Es ist bei etlichen eine große Frag, ob man auch um zeit-

Unter den Ehrenmännern, welche damals die fahrende Haabe der Einwohner des Landes zu Cölln in Anspruch nahmen, markirte sich besonders einer, der abgefeimteste

Genf

zeitliches Guts willen, einem das Leben nemen soll und henken, sintemal das Leben lieb und edel ist und viel edler, denn das zeitliche Gut. — — Und die dieser Meynung sindt, sagen, man soll die Diebe, so man sie ergreift in die Greben und andre Pferdarbeit treiben und spannen mit Fesseln, daß sie nicht entrinnen könnten, auf das sie ir Lebenlang eigene Leut bleiben. Diese Meinung will ich nit verwerfen, aber gleichwol, dieweil wir Deutschen ein wilde ungezogne rohe Art sind, las ichs bey unser Vorfahren Urtheil und gewohnheit bleiben und sage, Ein Dieb ist nirgend besser, als am Galgen. Es ist aber die Ursach, die mich herzu bewegt, diese, alle Straffen seind darumb gefunden und erdacht, daß sie es forthin nimmer thun, wie der Nachrichter pflegt zu sagen, welches doch der Richter selbst thun sollte, Ich will den Dieb hinaus führen und an den liechten Galgen henken, auff das ers nimmer thu. So denn kein Dieb ablest von dem Stelen, wie die Erfahrung lehret, und nu fast den Deutschen Land ein wüst wild Regiment ist, das, wo einer ein Meil weiter kömpt, so ist er frey — — Darum so ist

es

Genf seiner Zeit; denn vor ihm wären deine Backenzähne nicht sicher gewesen, wenn er Gelust darnach gehabt hätte. Dennoch schien er mehr aus Laune und Muthwillen die gefährlichste aller Profeßionen zu treiben, als bloß wie ein gemeiner Dieb, sich damit zu nähren. Er bestahl und betrog die Leute, und allzeit glich der Handel mehr einer Fazze, und wenn nur einigermaaßen der Schade zu verschmerzen war, mußte der leidende Theil gemeinig-

es nicht besser, denn man henkt einen Dieb an Galgen, so hat man Fried vor ihm, und alsdenn lest er ab." S. Agrikolas Sprüchw. im 318 Sprüchw. Wittenb. 1592. Er kannte seine Nazion und seine Zeiten vortreflich, und seine Gründe für das leidige Henken sind zwar nicht die einer geläuterten Philosophie, aber gewiß dem Bedürfniß seines Zeitalters angemessen.

„Die Schnapphahnen haben ein Sprüchwort oder reymlin, Rauben und brennen ist kein schand das thun die besten in dem land. Darauf antwortet der böfel, bauern und bürger: hangen, rädern, köpfen und stöcken ist kein sünd, wär das nit, wir behielten kein bissen in den mund."

Seb. Frank.

meiniglich selbst darüber lachen. Der eigentliche Name dieses sehr werthen Herrn, gegen welchen Düval und Cartouche nur Anfänger waren, ist so wenig als sein Vaterland und Herkommen zur Notiz eines Menschen gediehen; und sein Publikum zerbrach sich eben so sehr den Kopf über ihn, als wie über den unglüklichen Prinzen, den wir, seitdem er nicht mehr ist, Zannowich nennen, weil, wie einige wollen, sein Vater also geheißen habe. Einen Prinzen sich zu nennen, war die Marotte unsers Helden nicht, es ist auch das kein Spas, und Spasvogel wollte er ja nur sein. Er nannte sich aber bald Freundlich, bald Wacker, ein andermal wieder Ehrlich, und was er sich sonst für schöne Namen gab. Man behauptet, er hätte hierinnen der Maxime des eben so weisen als heroischen Beherrschers der festen Insel folgen wollen, weil er, so wie dieser Kraft genug in sich gespürt, mehrere Namen berühmt zu machen. Neuerer Zeiten haben wir von so etwas kein Beispiel, man müßte denn den Versuch einiger Schriftsteller dahin rechnen wollen; doch hats auch

von

von ihnen, ob sie schon sich gerne Wagehälse nennen lassen, meines Wissens keiner mit mehr denn zwei Namen gewagt, und auch hierin soll es nur einem gelungen sein. Unser Ehrenmann hingegen war der Sache gewachsen, und zwar so sehr, daß wenns ihm einfiel, sich zu Jubilate Ehrlich zu nennen, so sprach gewiß schon zu Trinitatis das ganze Land von dem berühmten Ehrlich, und jedermann war begierig, ihn näher kennen zu lernen, vorzüglich die Herren Schöppen, sammt denen, welche ihnen und jenen welchen sie zulangen. Er nennte sich alsdenn, damit der Name Ehrlich nicht so gar erhöhet werden möchte, Wacker, und noch ehe Jacobi ins Land gieng, wußte jedermann in Städten und auf dem Lande von Herrn Wacker zu erzählen. Und das trieb er so fort, ohne daß ihm ein Rezensent, die doch höchst ungern einen Namen aufkommen lassen, den sie nicht selbst wollen in die Höhe bringen, und deren sich genug gegen ihn aufwarfen, hätte Inhibizion thun können. Und wenn das Jahr um war, denn gabs immer fünf bis sechs berühmte Namen

mehr im Lande, ohne daß nur jemand recht gewußt hätte, was es mit der Realität, die diese Namen ans Licht gebracht, eigentlich für eine Bewandniß habe.

Jahrmärkte und Kirchweihen waren von jeher die Schranken, in welchen die leichte Art Ritterschaft, zu welcher unser Mutterkind gehörte, zu turnieren pflegte. Er selbst wich von diesem löblichen Herkommen nicht ein Haar breit, und so weit sein Sprengel reichte, durfte kein Jahrmark oder deß etwas einfallen, den er nicht mit seiner vornehmen Gegenwart beehrt; es hätten denn zwei auf eine Zeit treffen müssen. Und wenn er sich alsdenn nur auf einem spüren ließ, kam das blos daher, weil er sich, troz aller Kunst und Wissenschaft, dennoch nicht theilen konnte. Dem Markte zu Cölln aber gab er vor allen den Vorzug, und nichts als das Todesbette konnte ihn von demselben zurükhalten. So wie die Zeit desselben heran kam, näherte er sich auch der Stadt, und er suchte etwas darinne, den heiligen drei Königen noch auf einige Tage zuvor zu kommen. Daher ge-

schah es denn, daß er jezt drei Tage vor benanntem Markte des Abends in einer Herberge anlangte, die noch keine vier Stunden von Cölln entfernt war.

Der Wirth war einer von denen, die aus doppelter Ursache ihre Gäste gern sehen. Erstlich sah er gern Leute bei ihm einkehren, weil sie etwas verzehrten, und daß dieses für ihn nicht ohne Profit abgienge, dafür hatte er in seiner Einrichtung längst gesorgt; zweitens war er ein großer Freund von Unterhaltung, die ihm seine Gäste, und wenn sie auch nicht wollten, gewähren mußten. Es ward daher seiner in den Tagebüchern der damals Reisenden nicht immer zum Besten gedacht, und da er einmal bekannt war, mieden milzsüchtige Passagiere seine Herberge geflissentlich. Der Herr, von dem die Rede ist, hatte vollkommne Wissenschaft um diesen Wirth und seine Launen, er mochte sich aber nicht im mindesten daran stoßen.

Wirth. Woher des Landes, guter Freund?

Er. Von Kaiserswerth.

Wirh. So, so. Wie heisset Ihr, mit Verlaub zu fragen?

Er. Ich heiße Trauwohl.

Wirth. So, so. Trauwohl! Mich dünkt ich soll Euch kennen, habt Ihr nicht sonst schon bei mir geherbergt? Was giebts neues im Lande? Man sagt, der Kaiser soll sehr krank sein? sehr krank hab' ich gehört.

Trauwohl. Ich habe nichts gehört.

Wirth. So, so. Nichts? das wundert mich! Nun Gott laß 'n noch lange leben und unsern guten Kurfürsten dazu! Wenn der nur härter werden wollte.

Trauwohl. Das mein ich auch; man ist seines Leibs nicht mehr gewiß, was loses Gesindels das Land voll ist. O, es sind böse Zeiten!

Wirth. Böse Zeiten! Mein Nachbar, der Wirth im grauen Hechte ist in einem

Jahre dreimal bestohlen worden. Er dauert mich der Mann! er könnt sich aber auch mehr wahren! warum geht's denn andern Leuten nicht so?

Trauwohl. Glaubt's nur, Freund, 's kann sich, wie's jezt geht, kein Mensch genug hüten.

Wirth. Warum nicht? Ich für mein Theil seh's einem den Augenblik an, was er im Schilde führt. Laßt Euch verzählen! Habt Ihr doch von dem großen Schelm gehört, der sich bald Ehrlich, bald Redlich, und was weiß ichs, wie alles, nennt?

Trauwohl. Potz Velten! wißt denn Ihr auch von ihm zu kosen, mag ich doch hinkommen, wohin ich will —

Wirth. Ja, laßt Euch nur verzählen. Kommt einer, wie ein Reutersknecht, 's war da am eilftausend Kirchweih *), und mein Weib hatte Weck gebacken. Er verlangt einen Trunk, (ich sah's den Augenblik, daß 's so ein Lungerer war) und Ilse reicht ihm ein

Stükl

*) Der eilftausend Jungfrauen.

Stükl Weck, „Sage Dank," versezt er, „ich habs meinem Heiligen gelobt, keinen Weck zu essen in diesem Jahr." Ein halb Stündlein hab ich was draus zu schaffen, mein Weib war in die Meß gegangen, und wie ich wieder zur Thür ein will, kommt mir der Schalk entgegen, zween Wecken unterm Arm. Ich grif nach meinen Wecken; hätt' freilich sollen nach dem Dieb greifen, denn so entwischt er mir; aber gedümmelt hatt er mich doch nicht.

Trauwohl. O, das ist der nicht gewesen, der läßt sich so leicht nicht erwischen; wollt' Euch wohl andre Stüklein von ihm erzählen.

Wirth. Was ich Euch sag', er war's und kein andrer. Hätt' ich ihn nur gefaßt, aber wer weiß sich gleich zu rathen?

Trauwohl. Ich mag ungern streiten, aber das hätt' er sehr albern gemacht.

Wirth. Ich schwör's Euch zu, er war's und kein anderer. Aber bei mir kam er nicht an. Hätt' er nicht sollen lachen und

sich meinen Weck schmecken lassen! und er hatt's doch seinem Heiligen gelobt; He he he!

Trauwohl war, wie alle Leute von Ruhm, eifersüchtig auf den seinen; es wurmte ihn, den Düpe von Wirthe so eine Albernheit auf seine Rechnung erzählen zu hören, und wie er ihn dafür züchtigen und eines bessern belehren möchte, darauf zu denken, wollt' er nicht säumen. Hierzu schien aber vor allen erforderlich zu sein, sich einen oder zween Tage bei dem anmaßlichen Phisiognomiker zu verweilen, um die Gelegenheit zu einem recht auffallenden Stüklein bestens zu erkundschaften. Der Wirth war vorhin weggerufen worden, und kam jezt zurük.

Wirth. Hab's doch schon wieder vergessen, wo sollte die Reise hingehn?

Trauwohl. Nach Cölln auf den Markt.

Wirth. So, so. Aber was wollt Ihr so früh da schaffen?

Trauwohl. Weiß wohl, daß 's noch zu früh zum Markte ist, der Weg trug mich einmal hierher.

Wirth. So, so. Was ist Euer Gewerb? mit Gunst daß ich frage.

Trauwohl. Bin ein Tuchmacher und hab' Geld zu empfangen von einigen Kaufleuten diesen Markt.

Wirth. So, so. Habt Ihr viel Geld zu empfangen? Wollt Euch denn wohl rathen, daß Ihr nicht sonder Geleitschaft heimkehrtet; Ihr wißt, wovon wir gesprochen haben. Es ist unsicher im ganzen Land.

Trauwohl. Viel ist's eben nicht, es wird kaum die Reise lohnen. Ist am Jahrmarkt alles theuer in den Herbergen, und muß ich noch darzu so früh hinkommen.

Wirth. Da habt Ihr recht. So, so. Je nun, herbergt bei mir so lang, ich nehm's nicht allzeit so genau mit meinen Gästen.

Trauwohl. Kann ich doch! muß gestehen, daß mir's bei Euch behagt, Ihr seid mein Mann! 's sind nicht alle Wirthe so wie Ihr.

Wirth. Nu, nu. So, so. Ihr seid ein guter Gesell, das merk ich wohl; soll Euch auch nicht reuen, so Ihr bei mir bleibt. Ich seh's den Menschen gleich an Augen an, wes Geistes Kind sie sind.

Wie wir sehen, so sind die beiden Leutchen auf dem besten Wege der Vertraulichkeit und Freundschaft: Herr Trauwohl gedachte nichts zu unterlassen, beides zur Reife zu bringen, und der physiognomische Wirth that bestens Vorschub. Es wurde zwischen ihnen den Abend noch viel gekoset und es gehörte von Seiten Trauwohls just so viel Ueberwindungsvermögen dazu, als er selbst besaß, (und er hatte sich nach und nach nicht wenig davon zugelegt) um den Selbstler bis nach Mitternacht anzuhören.

Des andern Morgens sahen sie sich schon als alte gute Bekannte, und der freundschaftliche Wirth beschäftigte sich diesen ganzen Tag sehr gefällig, den werthen Gast mit seinem Hauswesen, selbst mit dem Innersten desselben bekannt zu machen. Er hatte ein paar

Mor-

Morgen Land bei seiner Herberge, von diesen rühmte er die Güte des Bodens und rechnete ihm den jährlichen Ertrag drei bis viermal vor. Er mußte ihm zu seinem Schweinstalle folgen, hier pries er in einem langen Sermon die Vortreflichkeit seiner Zucht, in welcher seine berühmten Landsleute, die Herren Gergesener, weit hinter ihm bleiben mußten; und hatte überall das Vergnügen von seinem Freunde, der nicht minder gute Einsichten verrieth, den erwünschtesten Beifall einzuärndten. Zulezt brachte er ihn auch zu seiner einzigen Kuh, die er noch mehr als alles andre erhob, daß Herr Trauwohl nicht umhin konnte, sie augenbliks selbst aufrichtigst lieb zu gewinnen. So vergieng der zweite Tag, und auf eine ähnliche Art der dritte; und weil es dem ehrlichen Wirthe schwer ankam, seinen Freund zu entlassen, entschloß er sich ihn den vierten Tag nach Cölln zu begleiten, und in seiner Gesellschaft den Jahrmarkt zu besuchen.

Unterdessen hatte Herr Trauwohl den schönsten und kühnsten Operationsplan

entworfen, um welchen er von Kunstverständigen vielleicht mehr beneidet worden ist, als Nickel List um den Raub der güldnen Tafel, die ihm zu wenig Frommen gedieh. Man sieht aber, daß es in jenen Zeiten, die wir sonst als die finstern verachten, ebenfalls Leute von Kopf gegeben hat. Wenn wir jedoch dermalen, was ich nicht läugnen will, häufiger auf dergleichen stoßen; so können wir freilich der Aufklärung das Verdienst hiervon nicht absprechen, indem selbige uns täglich und stündlich die schönsten Gelegenheiten an die Hand giebt, unsre Kräfte zu entwickeln und zu üben. Auch muß ich zu bedenken geben, mit wie viel Fährlichkeit es damals verbunden war, Genie zu sein. Und ob man gleich neuerdings, seitdem so mancher sich nicht entblöden mögen, das Kind mit dem Bade auszuschütten, wiederum ein genaues Augenmerk auf diese Wundermenschen richten will; so ist doch dieses nur einem bloßen Schimpfrennen zu vergleichen. Dahingegen wars zu Erzbischof Herrmanns Zeiten schier plane Unmöglichkeit, sich als Genie zu behaupten, man mochte eine Laufbahn einschlagen, welche

man wollte; und manch Mutterkind, das sich den leidigen Genieteufel reuten ließ, fand darinnen, und das gemeiniglich sehr geschwind, sein erbärmliches und jämmerliches Ende. Die Aufklärer wurden verbrannt und das von Rechtswegen. Die Reformatoren kamen noch sehr gut weg, wenn sie geviertheilt wurden, und den praktischen Genies wurde der Weg zur Ewigkeit auf der Leiter angewiesen. Das leichteste Spiel hatten, wie allezeit, noch die Poeten, doch mußten auch sie manch Douceur auf die Hinterbacken hinnehmen, wenn sie sich etwan vom Geiste der Satire ein wenig aus dem Gleise leiten ließen. Warum aber das Cölner Land und Westphalen dermalen mehr denn andre Gegenden mit Genies versehen war, davon haben wir gleich anfangs gehandelt.

Wir müßten unsern Vortheil nur schlecht verstehen, wenn wir den wißbegierigen Leser so geschwind den Plan des Herrn Urians verriethen; weit besser, wir lassen ihn selbst handeln.

Ihr erinnert euch noch meine Lieben, daß der schlaue Gast ein Auge auf die Kuh des redseligen Herbergers warf; er nahm sie alsbald in seinem Herzen in Beschlag, mit ihr sollte der selbstsüchtige Erzähler für den Unglimpf büßen, womit er den Namen Ehrlich beschmizte; und zwar mit ihr, weil sie allen seinen Aeußerungen zufolge, sein Liebstes war. Ihrer Verabredung gemäß, wollten sie die Herberge noch vor Tage verlassen, um bei guter Zeit in den Mönchbevölkerten *) Rheinstadt einzutreffen.

Der dritte Tag war endlich auch vorüber, die Nacht brach ein, der Wächter stieß ins Horn, und die sämmtlichen Bewohner der Herberge begaben sich zur Ruh. Der neue Freund vom Hause strekte sich gleicherweise auf seinem Stroh aus, war aber nicht im geringsten gemeint zu schlafen. Bis gegen eilf Uhr beschäftigte er sich mit seinen Gedanken:

*) Wenigstens soll sie das vor drittehalbhundert Jahren gewesen sein. „Es berichten mich die Landkündigen, daß Cölln am Rhein über 5000 Geistlichen habe und noch mehr.“ Agricola.

danken; welcher Art die gewesen sein, ließe sich wohl errathen. Alsdenn erhob er sich langsam und mit Vermeidung alles Geräusches (er störte höchst ungern jemanden im Schlafe) und machte sich mit leisen Tritten, just wie einer der stehlen will, nach dem Kuhstalle. Er band die Kuh loß, nahm sie beim Strik und heida auf und davon, nach einem Walde, der ungefähr eine Stunde von hier lag, und von dem er so schöne Lokalkenntnisse hatte, als vielleicht nicht einmal der Förster, dessen Revier er war. Eine Strecke hinein band er das Thier, das gar kein Arg draus hatte, an einen Baum, empfahl sie der Obhut der heiligen zweimalsieben Nothhelfer, und gieng — zurük nach der Herberge; warf sich zum zweitenmale auf sein aromatisches Stroh und schlief getrosten Muthes ein. Schlafend fand ihn der Wirth, der, wie es beschlossen war, bei guter Zeit Tag machte.

Beim Frühstük hielten sich die Leutlein so lange nicht auf, sie machten sich sonder Säumen auf den Weg. Das Gespräch war

anfangs

anfangs vom kühligen Morgen, von dem zu erwartenden schönen Tage und von andern dergleichen Dingen, die, wie man sagt, in den Antichambern die imposanteste Unterhaltung gewähren, und von Leuten, die etwas übern Fuß gespannt sind, mit gutem Nutzen gebraucht werden. So mochten sie wohl eine halbe Stunde gegangen sein, als die Unterhaltung schnell einen andern Gang nahm.

Trauwohl. Der Daus! Denk eben dran, ist mir der Müller da im Dorf dort drüben, zehn Gülden schuldig seit Jahr und Tag; möcht' ihn schier mal heimsuchen, da ich so nahe bin.

Wirth. Wenn's nicht zu früh wär, Gesell.

Trauwohl. Was kümmerts mich, wer weiß komm ich so bald wieder hierher. Ich geh. Aufhalten will ich mich gar nicht; Ihr, schlendert Ihr nur hin; längstens am Holz- hol ich Euch ein.

Trauwohl. Ihr wollt's? So, so. Viel Glüks, kommt nur bald nach!

Sie

Sie trennten sich fortan. Dem Wirth wollte es freilich einigermaaßen auffallen, daß der so artige Trauwohl noch vor Tages Anbruch mahnen gieng, was konnte jedoch das ihm schaden? Er trollte getrosten Muthes die Straße fort, und der Kumpan nahm seitwärts seinen Weg nach dem Dorfe, lenkte aber gegen den Wald ein, so wie er jenem aus den Augen war. Er gelangte bald dahin und hatte das Vergnügen, die schöne Kuh beim besten Wohlsein wieder anzutreffen. Sie ward losgebunden, und nun, stellt euch vor, giengs mit starken Schritten quer durch das Holz nach der Gegend, wo Trauwohl seine werthe Geleitschaft zu finden glaubte. So wie er aus dem Holze kam, sah er auch den Wirth, der etwa zwei hundert Schritte voraus hatte. Er rief:

Heida, Landsmann!

Der Wirth sah sich um und blieb stehen, ihn zu erwarten.

Wirth. Potz Velten! wo bringt Ihr denn die Kuh her?

Trauwohl. Ja seht, 's mußte mir doch glücken. Dem Müller kam ich übern Hals, am wenigsten war er sich meiner so früh versehen; er hatte kein Geld und ließ mir die Kuh statt der zehen Gülden. Ich denk, ich will nichts eingebüßt haben.

Wirth. Behüt uns Gott! Die schöne Kuh ist zwölfe unter Brüdern werth! ist just ein Thierlein wie die meinige, so groß, so schmuk, die Hörner so gekrümmt. Ach, heiliger Antoni! auch den weißen Flek am Schenkel, den braunen Striemen am Eiter! — Ein andermal thät ich 'n Schwur, sie wär's, wüßt ich nicht so gewiß, daß sie daheim im Stalle stünd.

Trauwohl. Nu, nu, sprecht lieber gar, sie ist's!

Wirth. Ach nein, doch ist's nicht sonderbar? Hier trift fürwahr das Sprüchwort ein: Es giebt der bunten Hunde mehr. Aber was wollt Ihr mit der Kuh?

Trauwohl. Verkaufen will ich sie, was sollt ich sonst?

Wirth.

Wirth. So, so! Traun die Kuh gefällt mir bas, daß ich sie selber kaufen möcht', hätt' ich nicht eine schon, und mehr trägt's bei mir nicht. Seht nur das schmucke Thierlein!

Trauwohl. Wollt' sie Euch gönnen; doch, denk' ich, werden sich Liebhaber genug finden auf dem Markt.

Wirth. Behüt' uns Gott, die Menge.

Sie unterhielten sich noch lange von der Kuh und ihrer Schönheit. Der Wirth konnte nicht aufhören die große Aehnlichkeit zu bewundern, die sie mit der seinen hatte, und wovon er immer mehr entdekte, je mehr er sie betrachtete. In Cölln kehrten sie bei einem Bekannten des Wirths ein, und nun war die Rede von Verkaufung der Kuh. Vielleicht hatte Trauwohl bewegliche Ursachen, warum er sie nicht selbst verkaufen wollte; er fürchtete wohl dabei auf Bekannte zu stoßen, oder wollte er den armen Kauz,

den wir nach der Hand anfangen müssen zu bedauern, aufs höchste kränken?

Trauwohl. Ja, wenn sie nur schon verkauft wär'!

Wirth. Nu, nu, die Kuh verkauft sich selbst.

Trauwohl. Bin nur den Handel gar nicht kundig.

Wirth. So, so. Ich will sie Euch wohl verkaufen, wenn Ihr mir traut.

Trauwohl. Das wär mir ein Gefall'. Nun ja, wenn ich auch Euch nicht trauen wollte!

Wirth. Man muß nicht jedem trauen! Was wollt Ihr haben für die Kuh? Doch besser Ihr geht mit.

Trauwohl. Mitgehen? Nein ich kann ja wohl was anders thun in der Zeit. Bringt was Ihr wollt; zwölf Gülden dächt' ich. Wie?

Wirth. So, so. Nun ja! die denk ich doch gewiß.

Der

Der düpirte Wirth nahm seine Kuh und zog getrost damit nach dem Markte. Das Früchtlein Trauwohl schlich ihm von ferne langsam nach. Die Kuh war in der That ein gut Stük Vieh; es fanden bald sich Käufer, und noch keine halbe Stunde war vergangen, so war sie weg und zwar um dreizehn Gülden. Der Schalk hatte die ganze Zeit in der Ferne gelauert, und nicht von ungefähr begegneten sich jezt die beiden Freunde. Ersterer that als hätt' er Eil und ließ sich die dreizehn Gülden alsbald einhändigen.

Wirth. Ja seht, wenn eins den Handel versteht; doch war sie 's auch wohl werth.

Trauwohl hatte dießmal nicht Lust ihn lang anzuhören.

Trauwohl. Ich muß eilen, ein Viertelstündlein später kann mir viel schaden. Bestellt den Mittag nur ein gutes Mahl, ihr seid mein Gast, wir wollen einen Gülden verzehren.

Wirth. So, so, ich nehm es an. Wir können's ja auch. Adjes indeß.

Trauwohl. Gott spar Euch bis auf Wiedersehn!

„Da wirst du lange leben," sezte er für sich hinzu, „denn mit meinem Willen soll das sobald nicht geschehen." Er lachte aus Herzensgrunde, da er allein war; wie hätte er sich auch eines so wohlgerathenen Stükleins nicht freuen sollen? und begab sich in ein entferntes Weinhaus, sich gütlich zu thun, nicht zweifelnd, daß der Name Trauwohl sehr bald erschallen würde, wie die vielen andern, die ihm bereits Dasein und Ruhm dankten.

Jener hatte nicht unterlassen, ein Mahl so gut als es sein mochte, zu bestellen. Es war fertig zum Auftischen, und er selbst saß da und erwartete seinen Freund, als jemand erschien, den er nicht erwartet hatte. Sein Sohn kam zur Thür herein, und nicht sobald hatte er ihn gesehen, so schrie er:

„Vater, sie haben uns die Kuh gestolen!"

Wirth.

Wirth. Daß dich St. Velten ankomme! Die Kuh!

Sohn. Ja, der Stall ist leer! Die Mutter ist halbtod.

Wie vom Schlage gerührt saß der arme Wicht eine gute Weile; er schnitt erbärmliche Gesichter, und konnt' es nicht fassen. „Ists möglich? ists möglich, mein Sohn?" rief er halb außer sich, „der Galgendieb, der Bösewicht! daß ihn Gottes Marter schände! Trauwohl hat die Kuh gestolen!"

Sohn. Trauwohl, Vater, hat sie gestolen?

Vater. Er, und kein andrer. Ach, ich armer betrogner Mann!

Sohn. Ihr seid ja mit ihm hierher gegangen heute! Wie kann denn der die Kuh gestolen haben?

Vater. Er hat sie gestolen, und ich hab' sie selber verkauft!

Der Bube sah den Alten verwundernd an, wie hätte er ihn auch verstehen können?

Vater. Komm mein Sohn! mein lieber Sohn! Er soll uns nicht entwischen, der Galgenstrik! Dießmal soll er am Unrechten gekommen sein! Ach, meine schöne Kuh! meine liebe Kuh!

Sohn. Kriegen wir sie denn nicht wieder, Vater?

Vater. Nimmermehr, nimmermehr! Geb' ihm Gott den ewigen Fluch, dem Bösewicht! — Aber ich will ihn schon dafür — Komm, mein Sohn!

Er hätte gern Muth gefaßt, wenn er gekonnt hätte, doch wollte er sich hiervon die Miene geben, und gieng, ohne das Mahl zu kosten, darauf er sich so gefreuet hatte, und das ihm nun so schändlich verbittert war, seinen Mann aufzusuchen. „So ein Bösewicht lebt nicht mehr!“ rief er einmal über das andre, und lief sammt seinem Sohne Straß auf Straß ab, erzählte an allen Ecken den Vorübergehenden sein gräuliches Malheur, sah sich aber nur immer mehr gekränkt, da er fast durchgängig nur auf Lacher stieß, und kein Mensch ihm die geringste Spur von dem

geben

geben wollte, den er nicht aufhörte zu verwünschen. Erst spät dachte er an die Heimkehr, und auch denn unterzog er sich ihr höchst ungerne; es war ihm ein empörender Gedanke, sein Kuh nicht daheim zu finden.

Was Herr Trauwohl, der bald in den erwünschten Port der Sicherheit eingelaufen war, voraus berechnet hatte, traf pünktlich ein. Sein Name, der nämliche, unter dem wir ihn kennen, ward in der Stadt Cölln noch denselbigen Tag, und bald nachher im ganze Lande einer der gepriesensten. Jedermann, der vom Markte heimkehrte, brachte den Seinen die lustige Mähr mit; alle bewunderten die List und Schalkheit des Diebes, und konnten nicht unterlassen, die Einfalt des Wirths zu belachen. Ob dieser jedoch so ganz allgemein verdiente ausgelacht zu werden, wollen wir einen und den andern wohl zu bedenken geben. Denn sollten nicht viele von uns tagtäglich in Gefahr leben, eben sowohl als jener arme Teufel, der freilich nicht zu den verschmiztesten zu zählen war, ob er

schon seinen Mann zu kennen glaubte, düpirt zu werden? Wie hätten wir sonst nöthig einander so oft warnend zuzurufen: Trau-wohl hat die Kuh gestolen!

Ohne zu wissen, daß ihm die etwas alberne Erzählung vom Wek um seine Kuh gebracht, vergaß der redselige Herberger nun jene Geschichte gänzlich über die neuere weit imposantere; und das war es ja, was sein Freund gewollt hatte. Er überzeugte sich auch, daß er jezt erst den wahren Matador, was freilich für ihn nicht ohne merklichen Schaden abgegangen war, kennen gelernt, aber die Art, wie er sich schadlos zu halten dachte, war für ihn wiederum nicht die vortheilhafteste. Denn lange Zeit gab er jedermann, der bei ihm einkehrte, diese Farce zum Besten, in welcher er doch, das wissen meine Leser, nicht die brillanteste Rolle gespielt hatte.

Es regnet, wenn ich will.

Unsern Pegau, einem wohlbekannten Städtchen im Osterlande, lebte vor langen Zeiten ein Bauer, Wolfgang Hohmeier genannt. Der war nun zwar kein Palisch in Prohlis, auch kein Johann Arnold in Schönfeld bei Leipzig, der vor hundert und etlichen Jahren lebte, und dessen Avtographa auf eines Edlen und Hochweisen Raths Bibliothek aufbewahret werden, denn er war kein Sternseher; auch war er kein Kleinjogg, den ihr alle kennt, aber er war ein guter Kopf, wie Isaak Maus *), und ein guter Landmann wie jener, dessen Konterfai vor einem der bereits erschienenen neun und neunzig Bände von Paulis Encyclopädie zu sehen ist. Auch gelangte er zu einer Zelebrität, die seit ihm bis zu den oben erwähnten, keinem Ackersmanne wieder zu Theil worden ist.

In seiner Jugend diente er einem von Schönberg als Reutersknecht, und begleitete

*) Der durch die Stiftung einer Schreibschule seinen bekannten Namen verherrlicht hat.

gleitete ihn auf seinen vielen Zügen, die er unter dem Heere Fridrichs des Streitbaren that. In der Schlacht bei Außig, wo es den Meißnern schier nicht besser ergieng, als den Römern bei Cannä, und schlimmer noch als den achtzigtausend Rittern der weiland Dame Pompadour bei Roßbach, stach ein wüthiger Hussit den Schönberg vom Pferde, daß er sinnlos niederstürzte und Ströme Bluts von ihm giengen. Wolfgang verstopfte flugs die gähnende Wunde, lud den Herrn auf seinen Rappen und eilete also aus dem Getümmel.

Die Schlacht war bereits so gut als verloren, und um dem Feinde nicht in die Hände zu fallen, schlug er seitwärts seinen Weg ein, und gelangte nach einigen Stunden an eine Mühle, wo er um Herberge bat für sich und seinen Herrn. Der Müllersmann nahm sie willig und freundlich auf, und die Müllerin sammt ihrer Tochter bereiteten ein Bett für den verwundeten Ritter, und schaften heilende Kräuter herbei und halfen dem Reisige bei der Verbindung. Der Edle aber

fühlte,

fühlte, daß er sterben würde und sprach zu seinem Knechte: „Wolfgang ich werde nimmer genesen, darum höre meinen Willen. Wenn ich todt bin, und vielleicht sterb' ich heute noch; so laß es deine erste Sorge sein, daß mein Leichnam in geweihete Erde ehrlich bestattet werde. Alsdenn nimm meine Rüstung und mein Schwerd und bringe es meinen Verwandten, und sage ihnen, daß ich gestorben sei, auf daß sie für meine Seele beten. Diesen Beutel geb' ich dir, bezahle davon unsern Wirth, das übrige behalte für dich. Auch soll dir der Rappe geschenkt sein. — Einsmals gedachte ich deine Treue besser zu lohnen, aber Gott hat einen Strich durch meine Rechnung gemacht, darum mag er dir selber Vergelter sein, und dich lohnen mit Zufriedenheit, und deinen Wandel segnen und dein Thun, so lange du lebst!“ Weinend dankte Wolfgang dem frommen Herrn, und tröstete ihn. Derselbe starb aber noch in der nämlichen Nacht.

Da bestattete ihn der Knecht, wie er befohlen hatte auf dem nächstgelegenen Kirchhof,

hof, und gab dem Pfarrer zween Goldgülden, Messe zu lesen für seine Seele. Den Wirth bezahlte er reichlich, nahm seines Herrn Rüstung und Schwerd, zäumte sein Roß und wollte förder ziehen in Meissen. Der Müller aber trat zu ihm und sprach: „Lieber harre noch eine Zeit, denn das Land ist voll Mord, die Ketzer brennen und würgen aller Orten; wenn Du ihnen in die Hände fielest, möchten sie Dich erschlagen.“ Wolfgang bedachte sich eine Weile und blieb.

Dieser Müller aber war ein rechtlicher und wohlbehaltener Mann, troz seinem Gewerbe, das alle seine Genossen verschrieen gemacht hat, von denen am Tajo bis zu jenen an der Wolga. Er besaß bei seiner Mühle etliche Morgen Land, und einen feinen Garten, darinne er allerlei Früchte und gutes Obst erbauete; denn er verstand die Bäume zu impfen und ihrer zu warten. Desgleichen bestellte er seinen Acker mit fleissiger Hand und ärntete allezeit reichlicher, als einer seiner Nachbarn, die ihn darum neide-

neideten und Schaden zufügten. Denn, unter allen Lastern, die das Landvolk beherrschen, ist der Neid das gemeinste; man könnte auch sagen, daß der magere Hund am liebsten bei dummen Seelen wohne, wenn er nicht auch an Höfen und auf Universitäten unter den Vielweisen und Aufgeklärten gespürt würde.

Die Unruhen dauerten diesmal lange. Die Hussitten benuzten ihren Sieg, überschwemmten das ganze Land, und raubten, mordeten und plünderten gleich den Kosaken im Lande der Ungläubigen. Unterdessen half Wolfgang dem Müller und seinem Sohne, wenn sie das Feld bestellten, und lernte von ihnen Bäume impfen nnd viel gute Dinge mehr. In den Feierabenden erzählte er von seinen Zügen, von den tapfern Thaten Friedrichs des Streitbaren und der Meißnischen Ritterschaft; auch erzählte er den Weibern zu gefallen, wenn sie beim Spinnrocken saßen, allerlei Mährlein und gute Schwänke, deren er so viel wußte, daß

er

er wohl manchen Meistersänger übertraf. Dazu war er nicht von so wilden und groben Sitten als die gemeinen Reutersknechte sonst wohl sind; sondern er war fromm und bescheiden in seinem Thun und Lassen. Also gewann er die Herzen aller im ganzen Hause und war ihnen angenehm; und wann er zuweilen davon sprach, förder zu ziehen, dann wars als hätten sie alle nur einen Mund, ihm zuzureden, daß er noch länger weilen möchte bei ihnen.

Zwo Ursachen bewogen ihn, ihren Bitten eine Zeitlang nachzugeben. Erstlich war es immer noch nicht ganz ruhig; zweitens hatte ihm sein Herz einen gar losen Streich gespielet, indem es Gefallen an des Müllers Töchterlein gefunden, welches eine schmucke schlanke Dirne war. Er zeigte sich aber doch als der Mann, der er war, als einer, der das Gastrecht zu schätzen weiß. Denn er gebot seinen Worten und Geberden, daß seine innern Angelegenheiten nicht nur jedem im ganzen Hause, sondern auch der Dirne selbst ein Geheimniß blieben.

Bald

Bald aber verzieh er sichs nicht mehr, als ein Faulhart länger in Unthätigkeit zu harren, und nahm sichs alles Ernstes vor, seinen Stab weiter zu setzen, auf daß er vor allen Dingen die Rüstung und das Schwerd des seligen Schönberg seinen Verwandten überbringen möchte. Alsdann wollte er zusehn, wo er irgendwo ein Hüttchen mit ein paar Morgen Landes fänd; denn er trug, seitdem er in der Mühle war, große Lust ein Landmann zu werden. Da sprach er eines Tages zum Müller: „Ich erkenne das Gute, das Ihr mir erwiesen habt, weil ich bei Euch gewesen bin, und mein Herz soll Euch danken, so lange ich lebe. Ich kann nun länger nicht bei Euch bleiben, aber höret meine Bitte. Ich trage Gefallen zu Marien Eurer Tochter, jezt gehe ich, mir ein Eigenthum zu suchen, so gut ich es mit dem, was ich habe, bezahlen kann; wenn ich denn heute oder morgen wieder zu Euch komme, wollet Ihr mir sie geben, heimzuführen?“ Der Müller antwortete: „Ich kenne Dich, Wolfgang, Du sollst mein Eidam werden, wenn Du

wiederkehrest binnen einem Jahr.“ „Wohlan,“ sprach jener, „so harret mein bis dahin, wenn ich in der Zeit einen Heerd finde, komm ich gewiß wieder.“ Drauf gaben sie einander die Hände. Der Hausvater aber gebot den Seinen, für diesen Abend ein Mahl zu bereiten, und als sie nun gegessen und getrunken hatten und satt waren, nahm er selbst das Wort und thät den Seinen kund, daß Wolfgang morgen scheiden würde. Sofort wendete er sich zu Marien: „Meine Tochter,“ sprach er, „Wolfgang ist Dir mit Liebe zugethan, und ich habe ihm versprochen, er soll mein Eidam werden, wenn er binnen Jahresfrist wiederkehrt, Dich heimzuführen.“ Die Magd war anfangs der Worte ihres Vaters fast betroffen, und eine geschämige Röthe überzog ihre Wangen; aber sie faßte sich und sprach mit züchtiger Geberde: „Ist mir Wolfgang mit herzlicher Liebe zugethan, so will ich seine Hausfrau werden, wenn er wiederkehrt, wie mein Vater geredet hat.“ Wolfgang war ob dieser Worte herzlich erfreuet und dankte ihr, und gelobte ihr ewige Treue. Er

dankte

dankte Vater und Mutter, dem Sohne und der Tochter für ihre Liebe und Gunst; sie waren noch eine Weile fröhlich, alsdenn legten sie sich schlafen, der Reutersmann mit ihnen für diesmal zum leztenmale. Denn des andern Morgens da sie aufgestanden waren und den Imbiß mit einander genommen hatten, lezte er sich mit einem jedem und küßte Marien, nahm die Rüstung und das Schwerd seines Herrn, schwang sich auf sein Roß und ritt gemach von hinnen.

Der Handel bei seines seeligen Herrn Verwandten war bald abgethan. Er übergab Rüstung und Schwerd, thät ihnen die Umstände von dem Tode des Tapfern kund, und ward in Friede entlassen, seine Straße zu ziehen, wohin er wollte. Nun zog Wolfgang weiter ins Land hinein; allein er fand alles verödet. Die Dörfer hatten allenthalben ein trauriges Ansehn, viele waren gar wüste worden, und es wäre ihm schier die Lust vergangen, einmal Ackerwerk zu treiben. Da kam er eines Abends in eine Herberge unfern Pegau und traf daselbst

einen Mann, der eine Zeit sein Mitknecht gewesen war. Der war aus diesem Dorfe bürtig und war hier ein Ackersmann. Ihm entdekte sich der Freund und vernahm seinen Rath. Es war aber desselben Orts ein mäßiger Ackerhof zu Kauf, just einer, wie ihn Wolfgang wünschte. Der Boden war hier gut und die Felder waren wohlgelegen, die zu dem Ackerhofe gehörten. Er behielt noch etwas übrig, wenn er ihn bezahlt hatte, und das war ihm ebenfalls recht; darum kaufte er ihn, machte vorläufig einige Einrichtung und bat seinen Freund, die Aussicht über das Ackerwerk zu führen eine Zeit, und machte sich auf, Marien heimzuholen, wie er versprochen hatte.

Die Freude, die seine Wiederkehr bei den Bewohnern der Mühle erregte, war sehr groß; alle sagten, daß sie seine Abwesenheit kaum gewohnen können; ja der alte Müllersmann, so gesezten Gemüths er auch war, hätte ihn lieber bei sich behalten, als daß er ihn sollte mit seiner Tochter ziehen sehen. Allein auf dieser sublunarischen Welt sind nach einer sehr alten Bemerkung Tren-

nung

nungen leider nothwendig, und also zog nach Verlauf von vierzehn Tagen Wolfgang zum zweitenmale von der Mühle aus, diesmal mit einem kleinem Wagen, auf welchem neben ihm Maria saß; der Wagen aber wurde von dem bekannten Rappen gezogen.

Wolfgang Hohmeier kam glüklich heim, dankte seinem Freunde für gute Obsicht, und fieng an mit seiner Hausfrau seine Wirthschaft einzurichten. Er wich hierbei merklich von der Weise ab, die hier zu Lande gäng und gäbe war, und folgte mehr seinem Schwiegervater, in so fern es der Boden gestattete, den er gleich anfangs beflissen war, kennen zu lernen. Darzu legte er einen Garten an, und pfanzte Bäume und pfropfte sie. Maria hatte bei ihrer Mutter Reinlichkeit gelernt, die damalen dem Osterländischen Landvolk eben so sehr eine Thorheit war, als sie es noch jetziger Zeit den Westphälischen einiger Gegenden ist, und war pünktlich in Abwartung ihres Viehes. Wolfgang sorgte, daß es nie an Futter gebrach, und sein Vieh war stets gesund und seine Kühe gaben immer noch einmal so viel Milch, als die seiner

Nachbarn. Da er auch sein Feld gut und zur gehörigen Zeit bestellte; so erndtete er allezeit reichlicher, denn seine Nachbarn; und wenn ihn ja einmal, wie das bei der Wirthschaft wohl geht, ein Unfall traf, so war schon im Voraus dafür gesorgt, daß er nicht von bedeutenden Folgen sein konnte. Lange Zeit leistete ihm auch sein Rappe vortrefliche Dienste, der war so unermüdet, als sein Herr; er fand auch, so lang er lebte, kein solches Pferd wieder.

Sichtbar gieng von nun an der Segen des frommen Kriegers Schönberg an seinem Reisige, Wolfgang Hohmeier in Erfüllung. Und es ist schier die Frage, ob der Segensspruch des heiligen Vaters der Zeit auf St. Peters Stuhl, welchen er anfangs des in der Aufklärungsepoche allezeit merkwürdig bleibenden neunten Dezenniums vom Balkon der Wiener Hofburg über die funfzigtausend sprach, die vor ihm die Knie beugten, an irgend einem also bekleibet ist, denn man hat eben nicht viel von dort her gehört. Aber Wolfgang konnte sich nach Verlauf einiger Jahre noch einen Ackerhof,

und

und zwar einen ansehnlichern, kaufen. Der Neid unterließ freilich nicht, die Zähne zu fletschen, das kümmerte aber unsern Mann nicht; ja es war ihm nur lächerlich, wenn er unter der Hand vernahm, daß man ihn für einen Zauberer hielt.

In der ersten Zeit seines hiesigen Aufenthalts hatte sich der Gutherzige viele Mühe gegeben, seine Nachbarn nach seinem besten Wissen zu belehren. Weil er aber nicht immerdar tauben Ohren predigen wollte, zog er sich endlich zurük, und es blieben nur einer oder zween, mit denen er Umgang pflegte. Dazu kam er wenig in die Kirche und selten in die Schenke; und zwar beides aus der Ursache, weil der Mann, den man an dem einem Orte willig das Vorwort läßt, es an dem andern auch behaupten wollte. Der Pfaf im Dorfe war ein Trunkenbold und Krakeler, den er von ganzem Herzen verachtete. Jener, der das wohl wußte, haßte ihn nach geistlichem Gebrauch dafür von ganzem Herzen, und stellte zu aller Zeit böse Buben an, die ihn necken, und ihm an seinen Bäumen und

sonst, wo es sein konnte, Schaden zufügen mußten. Auch war er derjenige gewesen, der ihn zuerst, obschon ganz ingeheim, der Zauberei beschuldigt hatte. Ja er dachte alles Ernstes darauf, einen ehrlichen Mann, den biedern Wolfgang, ins Unglük zu stürzen, er konnte aber nie an ihn kommen, aus Ursachen, die sich leicht errathen lassen. Doch wie die Bosheit ihren Wunsch wenigstens immer zur Hälfte erreicht; also geschah es auch hier.

Einsmals gieng Hohmeier nach seiner Gewohnheit des Sonntags hinaus, seine Früchte zu schauen. Da traf er einen Bauer, seinen Feldnachbar der aus gleicher Absicht hinaus gegangen war. Der hub, da sie eine Weile mit einander gegangen waren, zu ihm an: „Ne, sak mers nund, Nabber Wulfkank, wärum 's Kurn uf deinen Fälden uallemual besser stieht, all uf angern Loiten ährn?“ „Das will ich Dir sagen, Nachbar Ambros,“ antwortete jener, der Lust zu scherzen hatte, „auf meine Felder da regnet's, wenn ich will.“ Der Bauer sah ihn an: „Nu, nue, 's iß buahle sue,“ ver-

verſezte er, „dånn angere Loite luſſens dach ue nich fåhlen.“ „Weiß wohl“, ſagte jener wieder, „aber wie ich geſagt habe.“ Sie giengen weiter mit einander, da fieng der Frager wieder an: „Abber, du huſt u åh råcht Fård, mer ſulle wuhl nich glȯbe, duß uan åhnen Stůcke Fihe wus gelåhn wůre, abber hie ſicht mers wårlich!“ „Du haſt Recht, Nachbar,“ verſezte Wolfgang, „aber mein Pferd iſt auch klůger als unſer Pfarrer!“ Der Bauer ſah ihn abermals an: „Nu, nue!“ ſagte er, verlangte aber keine Erklårung, und unſer Mann war nicht gemeint, ihm ungebeten ſolche zu geben. Sie ſprachen noch dieß und das und giengen beide mit einander heim.

Des Abends kam der Bauer in die Schenke, und das erſte, was er da erzåhlte, war ſein Geſpråch mit Wolfgang. Der Pfaf, der ſelten oder niemals in der Schenke fehlte, hatte die Reden nicht ſo bald vernommen, als er in heiligem Eifer, deſſen die Pfarrherren zu aller Stund voll ſind, ausrief: „Da ſeht ihr den gottloſen Zauberer! der muß ausgerottet werden, auf daß

nicht der Herr um des bösen Gliedes willen die ganze Gemeine strafe. Ihr alle seid Zeugen, von dem, was uns Ambros gesagt hat. Morgen verklage ich den Gotteslästerer bei unserm Herrn Abt, der wird ihn schon strafen." Gesagt, gethan! Des andern Morgens bei guter Früh machte sich der Diener des Friedens auf den Weg nach Pegau, denn das Dorf gehörte dem dasigen Kloster zu, und verklagte unsern Wolfgang beim Abte. Dieser war nun wohl ein menschenfreundlicher Mann, dergleichen es troz aller Schmähungen auch unter den Aebten gegeben hat und noch giebt; allein er war auch ein eifriger Priester. Der Pfaf bediente sich bei der Anklage der schwärzesten Farben, die er in seinem geistlichen Vorrathe hatte, und verfehlte seinen Zwek nicht. Der Abt zürnte im Geiste, einen solchen Bösewicht unter seinen Unterthanen zu sehen; ohn' Aufschub ward der Büttel hinausgeschikt und Wolfgang gefänglich nach dem Kloster gebracht, wo er als ein Unhold ins tiefste Verlies geworfen wurde. Seine Feinde triumphirten; denn schon des andern Tages

sollte

sollte zu der vormals von allen dämischen Schöppen sehr bequem befundenen scharfen Frage mit ihm geschritten werden.

Der arme Wolfgang konnte sich zwar mit seinem guten Gewissen trösten, aber er hatte ein liebes Weib und zwei kleine liebe Kinder — und überdem gehört gerade so viel Geistesstärke darzu, als die Gottheit einem Sokrates verliehen hatte, wenn das gute Gewissen die größte aller Kränkungen aufwiegen soll, die Kränkung von unsern Mitbürgern der schändlichsten Verbrechen bezüchtigt, und also gerichtet zu werden. Er wußte nicht einmal, warum er der Zauberei beschuldigt würde, denn er dachte nicht an das, was er mit seinem Nachbar gesprochen, und fürchtete, man möchte ihm wohl ein großes Verbrechen angedichtet haben. Sein liebes Weib ängstete sich eben so sehr, als er. Ein guter Engel aber, Wolfgangs Freund und ehemaliger Mitknecht, gab ihr ein, sich dem Abte zu Füßen zu werfen. Sie that es. Der Prälat verwunderte sich des feinen Weibleins und ihrer sittigen Geberden und Reden, und

schloß

schloß gar vortheilhaft von ihr auf ihren Mann. Er willigte auch sogleich in ihr billiges Gesuch, welches darinne bestand, daß er Wolfgangen selbst vernehmen und seine Vertheidigung hören möchte.

Solchergestalt ward Wolfgang des andern Tages vor den Abt geführt, wo er seinen Ankläger, den Pfaffen, fand. Er hatte bereits Kunde von der Hulde, welche der Herr Marien bewiesen; dieses und das Gefühl seiner Unschuld machten ihm Muth. Das Oberhaupt des Pegauer Konvents, ein feiner Pathognomiker, wollte in dem Benehmen des Beklagten, als er vor ihm erschien, alsobald seine Unschuld erkennen, und sagte zu dem Pfaffen: „Bruder Simon, ist dieß der Mann, den ihr angeklagt habt vor mir ob der Sünde der Zauberei und der Gotteslästerung?“ „Er ist es,“ sagte der Pfaf. „Wohlan,“ fuhr der Prälat fort, „so zeihet ihm ins Angesicht, warum Ihr ihn verklaget habt.“ Der Pfaf begann seine Klage; aber gleichsam erschüttert durch den Anblik des Mannes, dessen Tugend ihm wohlbekannt war, bediente er sich jezt weit milde-

milderer Farben, denn er vorher gethan. Der Abt bemerkte dies alsbald und beobachtete die ganze Zeit den Beklagten. Als der Pfaf ausgeredet hatte, sprach er zu dem Bauersmann, jedoch mit Glimpf: „Wolfgang, Du hast große Sünde gethan, und wirst harte Strafe leiden müssen, hier und dort, wenn es wahr ist, was Dir Herr Simon zeiht.“ Dieser antwortete: „Gnädiger Herr Abt, es thut mir fast weh in meinem Herzen, ob der harten unziemlichen Beschuldigung vom Herrn Simon, daß ich soll im Bunde stehen mit dem höllischen Weyh, und meinen Gott soll gelästert haben, dessen Güte ich immerdar, auch in diesem meinem Bedrängniß, preise.“ „Aber,“ fuhr jener fort, „bist du ein rechter und frommer Mann, wie kannst du sagen: es regnet auf meinen Acker, wenn ich will?“ „Gnädiger Herr Abt,“ sprach er, „diese Rede habe ich zu meinem Nachbar Ambros gethan, und ich würde sie ihm auch gedeutet haben, so er das verlangt hätte. Ich will sie aber heute meinem Herrn deuten.“ „Sag an,“ sprach der Abt. Wolfgang

gang aber begann die Deutung seiner Rede also: „Ein frommer Mann muß seinen Willen in den Willen Gottes dahin geben, was dieser will, das muß auch sein Wille sein. Darum, wenn es unser Herr Gott will regnen lassen: so regnet es, wenn ich will. Das ist der Sinn meiner Rede.“ Der Abt verwunderte sich, und sprach: „Wer hat dich also gelehret?“ „Wolfgang antwortete: „das hab ich in meinem einfältigen Verstande also funden.“ „Aber,“ sagte jener wieder, „wie willst du deine andere Rede verantworten?“ Der Pfaf stand schier betreten da, sein Gesicht zog sich in die Länge, er wollte reden, denn es wandelte ihm an, daß der Beklagte sich hier ebenfalls würde zu helfen wissen; aber der Abt gebot ihm zu schweigen, und fuhr zu Wolfgang fort: „Wie kannst du sagen von deinem Pferde, daß es klüger sei als der Pfaf, wenn es nicht ein Unwesen ist, wie man gesagt hat?“ Wolfgang lächelte abermals: „Auch das will ich,“ sprach er, „meinem gnädigen Herrn deuten, so es mir soll vergönnt sein. Denn mein Rapp, den ich

von

von meinem seligen Ritter Schönberg geerbt, welchen ein Ketzer erstach in dem Treffen bei Außig, fiel, es wird heuer drei Jahr, auf dem Eise, als ich mit ihm aus dem Holze kam, und seit dem Tage habe ich ihn nicht wieder aufs Eis bringen können, troz aller Gewalt. Unser Pfaf aber, der hier vor mir steht, ist, weil ich weiß, schon so oft von den Bauern in der Schenke gerauft und geschlagen worden, dennoch geht er immer wieder hin, zum großen Aerger frommer Seelen!“ Alsbald wendete sich der Abt zum Pfaffen und sprach fast zornig: „Ist das wahr, Pfaf, was Euch der Bauer zeihet?“ Aber Herr Simon stand da, bebte vor Angst und stotterte statt zu reden. Sein Angesicht glich einem alten Stük türkischen Papiers, wo sich unter vielen rothen und blauen, auch einige blaßgelbe Flecken zeigen; denn ganz blaß konnte er, vermöge der vielen Knospen und Knöspchen, womit die Physiognomien der Trunkenbolde prangen, nicht werden. Er wollte bitten, der Abt hingegen sprach: „Du, Wolfgang, gehe hin, und diene Gott, ihm, dessen Wille stets der beste ist und warte ferner

ner deines Thuns! (zam Pfaffen) Du aber, der Du Gott und seine Diener verunehrst, büße im langen Gefängniß dein Vergehen, Verläumder, Trunkenbold!“ Dies war der Bescheid.

Wolfgang gieng hierauf mit Marien gerechtfertigt in sein Haus, und der Pfaffe, der auch seine Freunde hatte, wie alle Schurken klein und groß, kam mit zweenen Monden, die er in der Prasaune zubrachte, und einer derben Lekzion davon.

Aber diese Mähr von Wolfgang Hohmeiern erscholl durchs ganze Land, und seine Rede ward zum Sprüchwort. Oft sagte hernach einer, den man um seines Wissens, um seiner Kunst oder um seines Reichthums willen pries: „Es regnet, wenn ich will.“ Auch hören wir noch jezt zuweilen, daß gemeine Leute sich diesen Spruch als ein Räthsel aufgeben, so wie etwa diesen, der wahrscheinlich nach obigem geformt ist: „Ich will länger leben, wie Gott will.

Ein

Ein jeder friert darnach er Kleider anhat.

Zu Nürnberg der Stadt lebete vor Zeiten ein Mann, Kaspar Rosenbusch mit Namen. Unsre Urschrift ist diesmal etwas umständlich; sie sagt, der Mann habe in einem kleinen Häuslein an der Pegnitz gewohnet, an dem Orte, wo nachher die Fleischerbrücke erbauet worden ist, bei welcher man den steinernen Ochsen siehet, der sowohl als das Wahrzeichen von Nürnberg, als weil er niemals ein Kalb gewesen, wie die Inschrift bei demselben ausdrüklich besagt *), unter die ersten Sehenswürdigkeiten von Europa gehört.

Kaspar Rosenbusch war ein Brillenmacher und ein treflicher Meister in seiner Kunst, der erste, der die Nürnberger Brillen in Ruf gebracht hat. Er machte aber nicht allein Brillen und Lorgnetten, sondern auch Fernröhre und andre Augenwaffen; und

*) Omnia habent ortus suaque incrementa, sed ecce
Quem cernis nunquam bos fuit hic vitulus.

wer ein Stük von seiner Arbeit besaß, und es zu schätzen wußte, hielt es so werth als Liebhaber einen Teleskopen von Hirschels eigner Hand gefertigt. Der Tubus dessen sich König Max auf seinen niederländischen Feldzügen bediente, war von diesem Meister und war ihm so lieb, daß er seinen Leibpagen, der ihn einmal unvorsichtiger Weise vom Tische fallen ließ, in eigner hoher Person wie einen Dudelsak ausprügelte, ob er schon sonst ein gütiger Herr, und kein Freund von gewaltsamen Operationen war.

Bei so gestalten Sachen sollte man glauben, der Brillenmacher in dem Häuslein an der Pegnitz hätte müssen ein Mann von guten Mitteln sein; allein der war er nicht. Kaspar war ein Künstler und zu sehr Genie, kein Wunder, wenn es bei ihm blos aus der Hand ins Maul gieng. Auch war es sein ernstlicher Wille, das sollte so sein. Die Bestellung mochte kommen so stark sie wollte, er arbeitete seine drei Stunden des Tages und drüber nicht eine halbe; die übrige Zeit brachte

brachte er zu, des Vormittags im nakten Bauche, wo er sein Seidel Wein trank und des Nachmittags, so oft sichs Wetters halber thun ließ, zu Farrenbach bei dem guten Weißbiere, wovon er ein starker Verehrer war. Sonst war er in seinem Aufwande mäßig, die Küche kostete ihm nicht halb so viel die Woche lang, als der Keller; er gieng einher schlecht und recht, und spendete was übrig blieb den Armen, nicht achtend wie sehr Jungfrau Barbara seine Schwester, die er, seitdem er Wittwer war, über sein Hauswesen gesezt hatte, darüber kiff und knurrte. Allem was ihm einigermaaßen hätte Sorge machen können, entschlug er sich geflissentlich; dies war selbst der Fall mit der Erziehung seines einzigen Söhnleins. Der schoß auf wie eine wilde Pflanze, von welcher kein Gärtner Notiz nehmen mag, und erst da ihm anfieng der Bart zu wachsen, dachte jener daran, ihn an die Brillenmacherwerkstatt zu nehmen.

Hier sah er denn bald, daß sein Konradchen zwar eines gesunden, offenen Ver-

standes war, und leicht begriff, dagegen aber einen unüberwindlichen Ekel vor allem hatte, was Arbeit hieß. Weit aufgelegter fand er ihn zu Schwänken und lustigen Einfällen, das er vorher, da er sich wenig oder gar nicht mit ihm befasset, nicht so bemerkt hatte. Er mochte es aber sehr wohl leiden, denn das Talent des Witzes gieng ihm über alles, nach der Weise seiner Reichsmitbürger zu Nürnberg, bei welchen damalen die Meistersängerkunst und das Spruchsprechen in höchster Aufnahme war *), und unter denen noch jezt der Wiz seine zahlreichen Verehrer hat, wie ich solches mit dem Exempel des Herrn Trockenbrods beweisen könnte. Kaspar mochte sich darum im Geringsten nicht

*) Die Spruchsprecher in Nürnberg waren Leute, die von Obrigkeitswegen die Erlaubniß hatten, auf Hochzeiten, bei Handwerksfeierlichkeiten und andern Gelagen durch lustige und satyrische Einfälle die Gesellschaft zu Lachen zu machen. Auch noch jezt soll man auf gemeinen Hochzeiten dergleichen finden. Sie machten eine ordentliche Zunft, die jedoch von der Meistersängerzunft unterschieden war.

nicht grämen, ob sein Sohn mit der Zeit ein guter Brillenmacher oder ein elender würde; er nahm ihn vielmehr von jezt an oft und gern mit sich in Gesellschaft, und sahe den Eigenheiten desselben mit aller der Indulgenz nach als er den seinigen thät.

Aber jezt starb Kaspar Rosenbusch, und hinterließ, wie er es gewollt hatte, weiter nichts als das Häuslein an der Pegnitz, und eine wohleingerichtete Werkstatt zum Brillenmachen, welches jedoch beides, unter andern Umständen, seinem Erben und Nachkommen zu gutem Nutzen hätte gereichen können. Zwar glaubte anfangs auch Konrad, da sein Ernährer nicht mehr war, sich der Arbeit und dem Brillenmachen unterziehen zu müssen, leider aber mangelte ihm beides was zu einem guten Arbeiter gehört, Lust und Fertigkeit, und es wollte nicht hotten *). Indeß so war er seines Vaters

*) Von statten gehen.

Sohn, des Mannes der sich nie etwas bis ans Herz kommen ließ. Gleicherweise war auch er genaturt, und Sorgen der Nahrung, überhaupt jeder Kummer war seinem Wesen so fremd, als das Eis den Wendekreisen, als dem Wucherer die Barmherzigkeit. Da er sahe, daß er sich mit seiner Händearbeit nicht ernähren konnte, faßte er den löblichen Entschluß und entsagte derselben auf immer. Um aber leben zu können, verkaufte er sein Werkzeug ein Stük nach den andern; gleiches Schiksal erfuhren bald auch die übrigen Mobilia, und das Grab des Alten war noch nicht beraset, da war das Häuslein an der Pegnitz schon so leer, als hätte die gewalthabende Hand der Gerechtigkeit dem dermaligen Bewohner die Hülfe gethan. (Also nennt man eine in Rechten bestens gegründete Procedur, um welcher Benennung willen, jedoch mir allezeit der Frost durch die Glieder schauert, wenn ich daran denke.) Er schlief schon auf dem Stroh und hatte sich schon manchen Abend mit hungrigem Magen dahin begeben; da erst fiels ihm ein, daß sein Vater seliger einige Aktivschulden hinter-

terlassen, durch deren Beitreibung er sich noch einige Zeit hinfristen könnte. Aber auch dieses Geld war bald verzehrt, und nun blieb ihm nichts weiter übrig, als das Häuslein, den Sitz seiner Aeltern und Vorältern zu veräußern. Er bot es feil und es fanden sich Käufer, aber während er mit dem annehmlichsten noch Unterhandlung pflegte, schwoll in einer Nacht die Pegnitz; sie trat aus ihren Ufern und fieng an zu toben *), verschlang auch manches Haus, unter welchen das Brillenmacherhäuslein eins der ersten war. Der Schlag war empfindlich, doch traf er Konraden, der schon längst wie Zeno dachte, und wie Diogenes lebte, nicht zu hart. Vielmehr war er mit seiner alten Bekannten der Pegnitz, noch sehr wohl zufrieden, „denn," sagte er, „sie hätte sich ja nur eine Stunde früher dürfen auf die Beine machen, so erstikte sie das Täublein in dem Höhler, das wollte sie aber doch nicht thun."

*) 1480.

Leute die nicht arbeiten wollen und auch sonst nichts zu leben haben, waren von jeher in Nürnberg nicht sonderlich gelitten: Konrad Rosenbusch hatte nun oft Gelegenheit, solches an seiner Person wahrzunehmen. Mancher der ihn sonst gesucht hatte, gieng ihm jezt geflissentlich aus dem Wege, aller Orten sah man ihn über die Achsel an, und selbst seine witzigsten Einfälle wurden nicht mehr belacht. Ein solch Benehmen kränkte und beleidigte ihn nun zwar nicht, doch aber fiel es ihm unbequem; er gedachte darum dem Dinge auszuweichen, nahm eines Morgens seinen Stab in seine Hand, und machte sich mit leichtem Herzen, denn er verließ nichts das ihm den Abschied erschweret hätte, und leichten Schritten, weil er nichts zn tragen hatte, aus den Thoren seiner Vaterstadt. Sein Plan, den er sich hierbei vorgesezt, war sehr einfach, er wollte als ein reisender Brillenmacher wandern; arbeiten, das mochte er freilich nicht, dagegen war er alles Ernstes mit

sich eins worden, sich des Bettelns nicht zu schämen.

Seinem löblichen Vorsatze getreu, durchzog er nun Jahre lang Städte und Dörfer, als ein ächter Landstürzer *). Er war elend als ein Bettler, doch empfand er das Elend nicht, er blieb sich immer gleich und lebte nach der Vorschrift des Evangeliums, indem er jeglichen Tag für das seine sorgen ließ. Nun sorgten zwar auch die Tage für den Bissen, den er im Mund stekte, noch so ziemlich, allein mit den Kleidern und Schuhen sahs oft übel, übel aus; sehr selten, daß eine wohlthätige Hand ihm etwas Altes zuwarf, denn auch wohlhabende Leute trugen dazumal ihre Kleider zerrissen und geflikt, und ein alter Rock wurde nicht so gleich abgesezt.

Es war jezt schon der sechste Winter, den er außerhalb den Mauern seiner Künst-

lerreichen

*) Vagabund.

lerreichen Vaterstadt zubrachte; seine Kleidung war in den erbärmlichsten und zerlumptesten Umständen. Er konnte seine Blöße nicht mehr bedecken, und zitterte oft vor Frost, wenn ihn der schneidende Ost unter die Nase gieng, wie die unglüklichen, von der bessern Schöpfung ausgestossenen, Bewohner des Feuerlandes. So gieng er, es war kalt und lag tief Schnee, eines Tages über Feld, da sah er von fern einen Zug Reisiger, und nahete sich demselben nach seiner Gewohnheit. Er forschte beim Vortrapp nach dem Herrn des Zugs, und erfuhr daß es sei der Kurfürst von Mainz, Berthold, der sonst ein Graf zu Henneberg war. Derselbe stand nun zwar nicht im Ruhme des Almosengebens, das war auch unserm Ritter nicht unbekannt, konnte ihn aber auch nicht abhalten, sein Glük an ihm zu versuchen. Er redete ihn dreust an.

„Gnad Kurfürst, laßt einem armen Wandersmann Eure Milde sehen!“

Kur-

Kurfürst. Du magst mir auch ein Wandersmann sein, wie lange wanderst du schon?

Konrad. Seitdem ich nicht mehr zu arbeiten habe.

Kurfürst. Was bist du deines Handwerks?

Konrad. Bin ein Brillenmacher, wollt' mein Vater hätte mich sonst was werden lassen, 's ist ein elend Ding um unser Handwerk.

Kurfürst. Warum?

Konrad. Es kauft kein Mensch eine Brille mehr, denn die alten Mönch' können ihre Gebete all auswendig, und die sie nicht können, beten sie nicht, die Bischöffe sehen ihnen durch die Finger.

Dem Kurfürsten gefiel die Antwort des Landstreichers. „Du bist freilich übel dran," sagt er und ließ ihm einen Gulden reichen. Jezt fiel ihm seine zerlumpte Kleidung

auf.

auf. „Friert dich denn nicht?“ fragte er ihn.

Konrad hatte sich eingehübbert, denn es fror ihn fast. Er zog jezt die Hand aus dem Busen hervor: „Die Luft ist doch wohl etwas rauh haußen,“ sagt er, „mich friert aber nicht.

Kurfürst. Du gehst aber fast bloß?

Konrad. Laßt Euch sagen, Gnad Herr: Jeder friert, darnach er Kleider anhat; ich habe meine Kleider alle an, wenn Ihr die eurigen all anzöget, würde Euch auch nicht frieren.

Der Kurfürst lachte, er bewunderte die Antwort des Bettlers und seine Laune gefiel ihn.

Kurfürst. Komm mit mir, du sollst mein Knecht sein.

Konrad. Dank Euch Herr, das könnt ich lange sein, ein Knecht.

Kurfürst. Willst du auch nicht mein Narr werden?

Konrad. Das will ich, aber Ihr werdet dafür der meine sein.

Der Kurfürst ließ sogleich dem nagelneuen Narren Kleider reichen, und nahm ihn mit auf den Reichstag nach Frankfurt, wohin er eben unterwegs war, und der nicht allein darum merkwürdig ist, weil der vortrefliche Max auf demselben zum römischen König erwählt wurde, sondern auch wegen der löblichen Kammergerichtsordnung, die man hier zuerst einrichtete. Konrad machte der Wahl seines Herrn Ehre, und ärntete großes Lob von Fürsten und Herrn. Bis an den Tod Bertholds, der erst nach achtzehn Jahren erfolgte, erhielt er sich in seiner Gnade, und ward von ihm so wohl bedacht, daß er nachher als ein ehrlicher Mann leben konnte. Seine Antwort: Jeder friert, darnach er Kleider anhat, hatte dem gelehrten Herrn so wohl gefallen, daß er sie nachher oft im

Munde

Munde führte und als ein Sprüchwort brauchte; woher sie in der Folge auch von andern also gebraucht wurde. Auch scheint uns viel Wahrheit in den Worten zu liegen, und der verständige Leser wird es finden.

Ist

Ist es Fuchs oder Haas?

Nach der Schlacht bei Lukka, von welcher Slafey und Konsorten Wunderdinge erzählen, und die uns neuerdings auch Musäus, der ein treflicher Schriftsteller und mehr als das, ein Biedermann war, wieder ins Gedächtniß gebracht hat, kehrten viele Ritter und Reisige, da sie nun mit den Schwaben reine Arbeit gemacht hatten, von dem Heere der edlen Markgrafen Friedrich und Diezmann heim. Da machte sich auch der Ritter Georg zum Hayn, den seine Waffenbrüder und andre rechtliche Leute mehr, nur den biedern Görgen nannten, auf den Weg nach seiner Burg. Dieselbe aber lag mitternachtwärts am Abhange des Kolms *), wo noch jezt der Wanderer das zerfallne Gemäuer siehet, unter welchem, laut zuverläßigen Nachrichten, eine Braupfanne, die nicht zu den kleinsten gehören soll, bis an den Rand voll breiter Freibergi-

*) Der Kolm oder Kolmberg in Meissen, nicht weit von Oschatz gelegen, Kolm ist ein Sorben-Wendisches Wort, und heißt ein Hügel oder Berg.

scher Groschen kostet, und der bis auf den heutigen Tag weder Zaubersegen noch Wünschelruthe etwas anhaben können.

Georg hatte daheim ein Weib, mit welcher er, wie es damals noch Sitte war, in Liebe und häuslicher Eintracht seine Tage verlebte. Sie hieß Elisabeth, und hatte mit der heiligen Landgräfin dieses Namens, die Tugend der Frömmigkeit in gleichem Grade gemein; nur war sie häuslicher und anstelliger als die Fürstin vou Thüringen, welche ihr Herr Gemahl nicht selten im gerechten Zorn eine Lurtsche und schlechte Wirthin soll gescholten haben. Wie hätte aber auch die heilige Frau sich groß um ihr Hauswesen bekümmern können, da sie alle Hände voll zu thun hatte, die große Menge Bettler, die stündlich sie belagerten, zu speisen, derselben elende und schmutzige Lümplein zu waschen, und sich selbander mit dem frommen Herrn Magister Konrad *) stinkigten

*) Magister Conradus Marpurgensis, der erste Inquisitor in Deutschland. Er war besonders eine Geißel

kigten Andenkens, in Buße und Gebet zu üben. Das that hinwiederum Ritter Georgs Hausfrau nicht, wurde aber auch nicht wie Ludwigs Gemahlin selig gesprochen.

Das häusliche Glük auf der Haynsburg vermehrten ein Sohn und eine Tochter, Walderich und Kunegunde; leztere war das Herzblatt ihres Vaters, nach der Regel, die selten eine Ausnahme leidet. Nichtsdestoweniger war sie das frömmste und tugendhafteste Mädchen, so wie Walderich, jünger als seine Schwester, der hofnungsvollste Knabe war.

Georg saß zwar willig auf, wenn ihn die Sache seiner Lehnsherren ins Feld rief, und focht unerschrocken und tapfer; dennoch kehrte er allezeit lieber heim, als er auszog.

Geißel der Herrn und Edlen, die ihm zur Dankbarkeit die Märtirerkrone aufsezten. Sie erschlugen ihn in einem Walde, wo ich nicht irre, unweit Frankfurt.

Das leztere soll zwar dermalen bei Hauptleuten und Fähndrichen nicht selten der Fall sein; in selbigen Tagen aber stand das Faust- und Kolbenrecht bereits im ziemlichen Flor, und eine löbliche Ritterschaft, so von jeher ihre Launen gehabt —— fand damals eben so viel Geschmak am Halsbrechen, als ein großer Theil ihrer Nachkommen am Pharaon, wobei man zwar nicht geradezu den Hals, wohl aber Gut und Ehre riskirt.

Den Ritter zum Hay'n hatte die wilde Sitte seines Zeitalters nicht hinreißen können; ihm war nichts so gemüthlich als in seinen vier Pfählen mit seinen Lieben zu hausen. Darum saß er jezt auf seinem Hengst, und schmeckte schon im voraus, je näher er seiner Burg kam, inniglicher die Freude, die seine glükliche Heimkehr daselbst gewähren würde. Ihm zur Seite ritt Wilhelm von Bora, den er erzogen hatte, und der seinem Erzieher eben so viel Ehre machte, als unsre Basedowe von ihren Zöglingen erwarten. Denn er war der edelmüthigste Jüngling, tapfer wenn er dem

Feinde

Feinde die Stirne bot; sonst bescheiden, wie die Tugend selber ist, in allem, was er that und sprach. Auch war er schön; aus seinen Zügen sprach Geist und Edelsinn, und sein ruhiges blaues Auge nahm jedermann für ihn ein. Blonde Locken, ehemals das Abzeichen des deutschen Adels, flossen von seinem Nacken. Dabei war er zwar nicht ganz so schlank als Schönaus Alcibiades, aber es lag in seinem Wuchse Festigkeit uud viel Ebenmaaß.

Ein weißer Verband, der unter dem Baret, daß er so eben statt des Helms trug, hervorquoll, zeigte, Wilhelm war in dem lezten Treffen in Gefahr gewesen. Man weiß das solches eins der hartnäckigsten war *); die Schwaben, die ihren Untergang voraus sahen, wenn ihnen der Sieg fehlschlüge, fochten wie Verzweifelte. Ein Haufe von ihnen drang mit der größten Wuth auf der Stelle ein, wo Georg und Wil-

*) Nach andern solls nicht so hartnäckig gewesen sein; wer kanns wissen?

Wilhelm ihren Posten hatten; sie suchten die Schlachtordnung des Meißnischen Heeres zu trennen, und hätten auch vielleicht diese Absicht erreicht, hätte nicht der Markgraf Diezmann, der diesem Flügel Befehle gab, alles angewendet und selbst Wunder der Tapferkeit gethan. Nach dem heftigsten Gefecht zog sich der Feind eben so schnell zurük, als er eingebrochen war, und Wilhelm, der in der Hitze des Treffens bis schier in die Mitte des feindlichen Haufens gedrungen war, wurde nun auf seinem Roß so gewaltig mit fortgerissen, daß er sich auf einmal in der größten Gefahr sah, gefangen zu werden. Was konnte dem tapfersten Jünglinge verhaßter sein? erwünschter war ihm der Tod. Mit der größten Anstrengung suchte er sein Pferd zu arretiren, und was ihm nahe kam, unterlag seinen Streichen. Endlich aber spaltete ein schwäbischer Flamberg, von mächtiger Faust geführt, seinen Helm, und stürzte den wackern Kämpen sinnlos zu Boden. Georg unter den nachhauenden Siegern kam bald zur Stelle, und erkannte seinen Liebling, der, wie es schien,

ent-

entseelt in seinem Blute lag. „Du bist zu früh gefallen!“ rief er und Heldenthränen flossen über seine Wangen. Er selbst schnallte ihm den Helm ab, verband seine Wunde, und brachte ihn mit Hülfe eines Knechtes in ein naheliegendes Bauerhaus. Hier sah er mit Wonne den braven Jüngling ins Leben zurückkehren. „Haben wir gesiegt, Vater?“ sagte Wilhelm, so bald er sich wieder besinnen konnte. „Wir haben gesiegt, mein Sohn!“ erwiederte Georg. „Dank sei Gott, der uns fechten half! Schmerzt Dich die Schramme sehr?“ „Ach nein!“ „Ich habe Dich fechten sehen und habe für Dich gezittert. Ich glaube nicht, daß Du in Gefahr bist; möchte nur das vergoßne Blut für die Zukunft deine allzu große Hitze kühlen!“

Des andern Tages dankten die edlen Markgrafen ihren rüstigen Streitern und Georgs Pflegling war einer von denen, die namentlich hervorgezogen wurden: „Wilhelm von Bora,“ sagte Markgraf Diezmann zu ihm, „Du hast weid-

lich gefochten, schützet Dich Gott und der heil. Georg, so wird das Vaterland einen Mann an Dir bekommen! Und bedarfst Du einmal einen Freund, so sollst Du an mir einen finden.

Wir hielten für gut, den wackern Jüngling, der in dieser Geschichte eine der wichtigsten Rollen hat, gleich anfangs dem Leser in seinem Lichte zu zeigen, und fügen jezt von seinen Umständen noch einiges hinzu. Das Geschlecht der von Bora, ehemals eben so wohl seiner alten Abkunft als seiner ansehnlichen Besitzungen wegen berühmt, war in den lezten, langwierigen und zerstörenden Unruhen sehr gesunken. Seine besten Güter waren in fremde Hände gekommen, andre lagen verwüstet und unbebaut. Hugo von Bora, Wilhelms Vater, besaß nur einen kleinen Meierhof, und lebte größtentheils von dem Ertrage seines Schwerdts. Er war Ritter Georgs Freund und Waffenbruder, und wurde an seiner Seite in einem Treffen in Thüringen, gegen die Völ-

ker

ker des Königs Adolf, tödlich verwundet. Einige Stunden nachher starb er in seinen Armen, nachdem er ihn um die Pflege seines Sohnes gebeten hatte. Georg versprachs ihm, und kam in der Folge seinem Wort als ein Biedermann nach. Wilhelm, jezt zwei und zwanzig Jahr, war neun Jahr alt, als sein Vater starb, und seit der Zeit auf der Burg zum Hayn erzogen worden, wo ihm der biedre Görge bis auf diesen Tag Lehrer, Freund und Vater gewesen war.

Der alte Ritter war, wie wir schon gesagt haben, erfreut, sich so wohlbehalten auf der Heimkehr nach seiner Burg zu wissen; nicht weniger freute sich Wilhelm. Wenn er an die Haynsburg dachte, fühlte er die Schmerzen seiner Wunde nicht, ja er vergaß seine Lorbeern, was bei einem jungen Helden niemals der Fall sein soll. Aber, nicht zu gedenken, daß ihm der Biedermann und sein Gemal die fromme Elsbeth als ihren leiblichen Sohn liebten, und alles was daselbst auf zwo Füßen gieng, die Gänse

und Hüner abgerechnet, vom Hausvoigt bis zum Stallbuben, ihm mit Liebe und Achtung zugethan war; so athmete dort ein Wesen, in welches Wilhelms Herz und Sinne auf das innigste verwebt waren. Kunegunde, Ritter Georgs Tochter und, wie ihr wißt, Herzblatt, war eins von jenen weiblichen Wesen, von welchen wir glauben, ein Engel habe sie aufrecht erhalten, als Evas Töchter mit ihrer Mutter fielen. Sie war eine von den seltnen, um welcher willen wir alles vergessen, was die Weiber als Messalinen und Maitressen, als Bettgenoßinnen hoher Präsidenten und kleiner Bürgermeister von jeher Böses gethan; eine von den seltnen, die der Himmel eigentlich darum geschaffen zu haben scheint, seinen Freunden den Lebenstag zu versüßen. Ich halte mich nicht bei den Rosen und Lilien auf, die damals auf der Mädchen Wangen noch nicht so selten waren, als sie, wie die Aerzte wissen wollen, seitdem wir tändeln und Kaffee trinken, geworden sind; nicht bei dem sanften blauen Auge; nicht bei dem Purpurmunde; nicht bei der Perlenschnur, mit welcher Ariost ihre Zähne wenigstens

stens verglichen hätte; nicht bei dem vollen sanftwallenden Busen; nicht bei dem runden elfenbeinernen Arme; nicht bei der Grazie ihres Wuchses, um nur zu sagen, daß über ihr ganzes Wesen eine Milde ausgegossen war, die unstreitig von jeher dem Frommen das Urbild lieh, wenn er sich einen Engel dachte. In diesem schönen Körper wohnte eine eben so schöne Seele. Reine weibliche Tugend, sanfte Bescheidenheit und milde Güte, mit feinem durchdringenden, Verstande verschwistert, machten ihren Karakter, von Mutter Elsbeth gebildet, gepfleget. Und wenn sie sprach, das liebliche Mädchen, und jungfräuliche Sitte die Wange höher röthete, und ihre Rede und all ihr Beginnen nur die reinste Herzensgüte athmete; dann mußte ihr selbst der Wütrich huldigen.

Wilhelm und Kunegunde wurden mit einander erzogen; sie lernten sich kennen, da er neun und sie sechs Jahr alt war. Die gleiche Stimmung ihrer Seelen zeigte sich bald in ihren jugendlichen Spielen; Wilhelm lehrte, Kunegunde ließ sich be-

belehren, und es entstund in ihnen jene Geschwisterliebe, die sich so leicht bei jungen Seelen erzeugt, wenn sie sich nahe sind, und ihre Neigungen nicht gar zu weit von einander abstehen. Sie wurden älter, sie wurden, wir können nicht sagen, vertrauter, denn ihr gegenseitiges Vertrauen war schon längst das größte, aber inniger wurden sie; ihre Liebe war bald mehr als Geschwisterliebe; sie empfanden mehr, als sie selbst bewußt waren.

Es ist jedoch nicht ausgemacht, ob Ritter Georg die beiden Kinder für einander bestimmt hielt, denn er brach gemeiniglich ab, wenn Mutter Elsbeth zum vertraulichen Gespräch dieses Thema erwählte. Ihr war es freilich ein süßer schmeichelhafter Gedanke, ihre beiden Lieblinge für die Zukunft vereint und glüklich zu sehen; sie ließ ihnen darum schon jezt ungehinderte Freiheit, so viel es die ehrbare Sitte erlaubte, sich einander ohne Zeugen zu sehen. Gleichwohl war es auch zwischen den beiden Liebenden noch nie zu einer Erklärung gekommen, so

gut

gut sie sich auch einander verstanden; die Ursache aber hiervon dürfte unsers Bedünkens einzig in der Freiheit zu suchen sein, die sie genossen. Unter andern Umständen wären vielleicht schon längst die zärtlichsten Geständnisse und die heißesten Schwüre ewiger Treue erfolgt; so aber lebten beide, ohne je einige Rükspräche darüber gehalten zu haben, der schönen unbezweifelten Hofnung, einst durch unzertrennliche süße Bande auf immer glüklich zu werden. Der kennt die Gefahren des Meeres nicht, der nie einen Sturm erlebt hat, und sorglos ist die Liebe, so lange sie glüklich ist.

Elsbeth und Kunegunde saßen eben beim Rocken; mit süßer Vertraulichkeit, doch einer Miene voll Ernst und Gewicht, erzählte zum erstenmale das Mütterchen der erwachsenen Tochter ihren Liebeshandel mit Georg; wie viele Hindernisse sich ihrer Verbindung entgegengestellt, wie viel sie um einander leiden müssen, und wie sie doch Gott zulezt wunderbar zusammengeführt.

Da

Da blies der Thürmer das Liedlein; beide sprangen auf und nach dem Fenster: „Vater Georg und Wilhelm!“ scholls wie aus einem Munde; so gleich eilte man nach der Pforte, den werthen Ankömmlingen entgegen.

Die Freude des Wiedersehns war groß, und entschädigte beide Theile für die Besorgnisse, welche sie in dieser gefahrvollen Zwischenzeit für einander empfunden hatten. Doch goß Wilhelms Verband, der von einer Wunde zeigte, den zärtlichen Frauen manch herbes Tröpflein in den süßen Kelch, man tröstete sie zwar, daß es damit eben nicht viel zu sagen habe, das konnte jedoch Mutter Elsbethen nicht abhalten, alsbald die Schramme nachzusehen, und mit heilender Salbe, die sie selbst bereitete, zu verbinden.

Indeß war Walderich von der Jagd zurük gekommen, auch hatte sich ein Gast eingefunden, Herr Thimmo, Pfaffe von Kolm, der Freund und Beichtiger des Hauses, und der während Georgs Abwesenheit seine meiste Zeit auf der Haynsburg zugebracht

gebracht hatte. Ein Mann übrigens, an dessen äußern Wandel die Welt nichts zu tadeln wußte, wessen sich wohl wenig Diener am Worte Gottes rühmen mögen, und der gleichwohl den Schalk im Herzen hatte und von Lüsten und Begierden brannte, wie uns der Verfolg dieser Geschichte lehren wird.

Man sezte sich nieder zum Male, und Georg begann bald eine Erzählung von dem diesmaligen Feldzuge, von der gewaltigen Schlacht und den Thaten der Markgrafen Friedrich und Diezmann. Ihn unterbrach die Trompete des Thurmwarts, welcher das Zeichen gab, daß ein fremder Ritter vor der Burg hielt. Gleich darauf vermeldete ein Knecht: „Ritter Melchior von Salhausen halte an der Brücke, und bitte um Herberge für sich und die Seinen auf eine Nacht.“ „Er sei uns willkommen;“ sagte Georg.

Ritter Melchior war ebenfalls auf der Heimkehr vom Heere begriffen, und würde seine Heimath heute auch noch erreicht haben, denn das Haus Schweta, wo er

gesessen war, liegt vom Kolm nicht über zwo Stunden; aber sein Roß war ihm erlahmet, das wollte er schonen. Er selbst war den Bewohnern der Haynsburg von Nachbarschafts wegen wohl, ob schon nicht zum vortheilhaftesten, bekannt. So wie er eintrat, sezte er sich ohne weiteres zum Male nieder in voller Rüstung, die dick mit Staub überzogen war.

Melcher. Mich hungert, Bruder Görg.

Georg. Iß und laß Dirs wohl schmekken. Aber ich hätte Dich heute nicht am Kolm gesucht, ich meinte Du wärst mit den Markgrafen nach Leipzig gezogen.

Melcher. Ich mag das Schranzenleben nicht; wenns nicht im Felde sein kann, bin ich am liebsten daheim.

Thimmo. Es giebt aber feine Mägde in Leipzig, Herr Ritter.

Melcher. Das wißt Ihr, Herr Pfaff? Ich acht es nicht eine Nuß, wie fein sie sind.

Thimmo. Wenn's nur Mägde sind.

Melcher.

Melcher. Die Pfaffen huren alle!

Georg. Gemach, Bruder Melcher, es war nicht so bös gemeint!

Melcher. Daß ihn die Sucht! Bös oder nicht bös, ich weiß was er will.

Thimmo. Ihr bleibt der Hahn!

Melcher. Und werds bleiben troz allen Pfaffen in deutschen und welschen Landen.

Ein eigner Gesell, das seht ihr nun schon, ist Ritter Melchior, der Hahn; denn also nennte man ihn bei dem Heere der Markgrafen, allwo er eben so renomirt war*), als zu seiner Zeit der alte Dessauer bei den Fahnen des nordischen Salomo, wie Voltair den größten der Könige nennt. Allein ohne eben den treflichen Franzmann meistern zu wollen, würde ich ihn doch, wenns einmal auf ein solches Lob abgesehen wäre, lieber den nordischen David genannt haben, da er mit diesem Könige, die Fröm-

*) S. M. Fiedlers Mügelische Ehren- und Gedächtnißsäule.

migkeit des Isaiden abgerechnet, weit mehr Aehnlichkeit hatte als mit jenem; bekanntlich waren auch beide Virtuosen, und beide Dichter. Nach David aber herrschte Salomo über die Kinder des Herrn. Doch weiter von unserm Ritter Melcher zu sprechen, so war derselbe, wenns an ein Hauen und Stechen gieng, ein sehr brauchbarer Mann; sein Schwerdt traf oft und that gewaltige Wirkung, wenn es traf; im übrigen aber war manches an ihm und seinem Thun auszusetzen. Erstlich war er zu jeder Frist über allen Glauben barsch und gurrig, woher ihm auch der Name der Hahn mochte geworden sein; augenbliklich schwoll ihm der Kamm; und was dabei das schlimmste war, er war auf seinen vielen Zügen des Mordens so gewohnt worden, daß er Menschenblut wie Wasser achtete, und niederstieß, wen sein Zorn traf, darum es äußerst gefährlich war, in der Nähe seines Spielraums zu vegetiren. Zweitens war er ein etwas hartnäckiger Freund geistiger Getränke, und zwar war Meth sein Lieblingsgesöff. Nicht minder gehörte er zu den hitzigsten Verehrern weib-

licher

licher Reize, und so stolz er auch sonst auf seine Ahnen und seinen Adel war, achtete ers doch an einer Dirne nicht, ob sie turnier- und stiftsfähigen Gesipps sei, oder aus den Lenden eines Kesselflickers ihr Dasein habe; auch war er sonst nicht gar kehrisch in diesem Punkte; ja zuweilen, wenn gewisse Umstände eintraten, ließ er auch das triefäugige Bettelweib nicht von sich, ohne ihr seine Unterhaltung geschenkt zu haben. Daß er bei dem allen auch ein gewaltiger Jäger war, und um eines Hasens willen dem armen Bauersmann recht gern zween Morgen Haber niederritt, daß er Pferde und Hunde als ein ächter von Adel bestens zu schätzen wußte, erwähnen wir nur noch um dem aufmerksamen Leser zu zeigen, wie doch der gestrenge Ritter Melchior von Salhausen alle die noblen Passionen und noch mehr in einer Person vereinigte, als uns Herr Stephanie der Jüngere in seinem sonst wohlbekannten Lustspiele, an einzelnen Mutterkindern zum Besten gegeben hat.

Der Skrupel mit Herrn Thimmo ward noch bald genug beigelegt, und der Hahn betrug sich von nun an ganz wider seine Gewohnheit bescheiden und ruhig, welches nicht ohne Grund alle die ihn kannten, befremdete. Aber eben so sehr würde die Ursache hievon befremdet haben, wenn man sie hätte errathen können. Er sahe Kunegunden, er hörte sie sprechen, und auf einmal versunken in das Anschaun ihrer Schöne, saß er da und wußte nicht wie ihm geschehen war. Er selbst fühlte eine mächtige Verwandlung in seinem Innern vorgehen; sein sonst mächtiger Muth war winzig klein worden; seine straffen Aerme, mit welchen er sonst der halben Welt zu trotzen dachte, däuchten ihm erschlaft, und, was ihm in seinem Leben nicht begegnet war, seine Brust hob sich zu Seufzern. Die werthen Alten, Freund Leser, haben darum wohl nicht unrecht, wenn sie uns den Liebesgott auf einen Löwen reitend vorstellen, der sich so gezähmig unter ihm gerirt, als das wohlbetagte Filial- und Ackergaul Ehrn Kleffii, wenn es die gewichtige Fleischmasse seines

geistlichen Herrn auf seinem knöchernen Rücken fühlt.

Die Frauen ließen die Männer beim Becher allein. Mit ihnen gieng Walderich, bald folgte auch Wilhelm von Bora, der kein Held im Trinken war und auch keiner werden wollte. Desto besser schmekte es den übrigen. Der Wein gab Ritter Melchern allmählich die Sprache wieder, doch konnte er den Eindruk nicht löschen, den Kunegunde auf ihn gemacht hatte, und seine Stimmung blieb immer die ungewohnte, er war vertraulich und so gar versöhnlich.

Melcher. Wir wollen gute Freunde sein, Pfaf, hier habt Ihr meine Hand!

Thimmo. Ja das wollen wir, hier ist die meinige. Stoßt an, Herr Ritter, die Rittersleute sollen leben!

Melcher. Gut! der Trunk soll den Pfaffen gelten!

Georg. Halt, laßt mich auch mit anstoßen! So freust Du mich Bruder Melcher!

Melcher. Beim St. Georg! 's behagt mir so wohl bei Dir, Bruder Görg, daß ich immer hier hausen möchte. Du lebst viel glüklicher als ich.

Georg. Dir fehlt eins, alsdenn möchts wohl gehen.

Melcher. Wie meinst Du das?

Thimmo. Ritter Görg meint, es fehlt Euch ein Gemal.

Melcher. Er mag Recht haben. Aber ich weiß keine die ich freien möchte; ja doch eine weiß ich.

Georg. Nun, so nähm' ich sie doch. Es wird Dich nicht gereuen, beim St. Georg. Ein Hagestolz ist ein armselig Ding, er lebt nur halb, erfüllt seine Bestimmung zur Hälfte nur, und geht der schönsten Freuden baar, die der gute Vater droben uns bereitet hat. Er ist hart und unempfindlich, denn ihm mangeln die süßen Bande, die ihn an

die

die Menschheit fesseln. Nimm Dir ein Weib, Nachbar Melcher, Du wirst Freuden fühlen, die Dir bisher fremd waren, Du wirst zahm und lind werden; Du wirst, erlaub', daß ich Dir das sage, manche Schuld nicht auf Dich laden, die noch einmal hart Dich drücken könnte. Ein gutes Weib wird Dich den Weg zum Himmel leiten, und bedenk auch, daß Du der lezte Salhäuser bist, willst Du das edle Gesipp vergehen lassen?

Melcher. Du kannst reden wie ein Pfaff.

Thimmo. Er spricht als einer der's gut mit Euch meint. Nur der Weg steht Euch noch offen, oder Ihr müßt in ein Kloster gehen, wenn —

Melcher. Behüt' mich Gott vorn Kloster ewiglich! Das sag' ich Euch Pfaff, lieber wollt ich am Galgen hängen. Nein Görg, Dein Vorschlag, der gefällt mir.

Georg. Es steht bei Dir, ihn auszuführen, und ich versichre Dich nochmal als ein Ritteesmann, und als ein guter Nachbar, es wird Dich ewig nicht gereun.

Melcher. Nun so gieb mir nur ein Weib! Gieb mir (mit schwerem Herzen und stotternd sprach er diese Worte) Deine Tochter!

Das Beste des wilden Salhäusers lag in diesen Augenblicken dem biedern Görgen so aufrichtig und so sehr am Herzen, er war in eine Art von Begeisterung gerathen, der Wein hatte freilich auch das seinige beigetragen, und Kunegunde sein Herzblatt, sein Liebstes, was er auf Erden hatte, schien ihm jezt kein zu großes Opfer.

Georg. Sage mir, Bruder Melcher, bei Ritterehre und Ritterpflicht, denkst Du mit meiner Tochter glüklich zu sein? Denkst Du sie glüklich zu machen?

Thimmo (für sich). Ha, was wird das!

Melcher. Sie ist die einzige, so viel die Erde Weiber trägt.

Georg. So nimm mein Wort und meine Hand, sie soll die Deinige werden. Stoß an, Du sollst mein Eidam sein! Ich will Dich zum Manne und zum Menschen

machen:

machen; und wer sonst den Salhäuser gekannt hat, soll ihn bald nicht mehr kennen.

Sie stießen kräftig an und tranken aus dem Vollen.

Thimmo saß da, und konnte sein Erstaunen über die unerwartete Wendung, die das Gespräch genommen hatte, nicht bergen.

Georg. Wollt Ihr nicht mit uns anstoßen, Herr Pfaff?

Thimmo. Ich thu's. Viel Glüks auf beiden Seiten! Ritter Görg Ihr macht die Unmöglichkeit wahr, die Leute werden die Augen weit aufreißen.

Melcher. Mich däucht, Ihr reißt Eure jezt schon auf.

Georg. Gemach, ihr alten Hadermätze! Zweifelt Ihr wohl, Herr Thimmo, daß es wohlgethan sei, wenn ich meine Tochter dem Salhäuser gebe?

Thimmo. Die Ehen werden im Himmel geschlossen, ich zweifle gar nicht.

Melcher.

Melcher. Das sollt Ihr auch nicht. Trinkt und reicht mir den Humpen.

Georg. Dies noch, alsdenn gehn wir schlafen und morgen, Bruder Melcher, reden wir weiter aus der Sache.

Das erste, was Georg des andern Morgens that, war, er theilte seinen Entschluß Mutter Elsbethen mit. Diese aber war so weit entfernt denselben gut zu heißen, daß sie vielmehr mit der größten Bewegung des Herzens ausrief; „O mein bedauernswürdiges Kind, in welchen Abgrund von Elend stürzet man Dich!“ Sie brach in einen Strom von Thränen aus, wobei dem alten Ritter gar nicht wohl zu Muthe war. Er suchte sie zu besänftigen und zu überzeugen, allein umsonst; zum erstenmale in seinem Leben mußte der Biedermann Vorwürfe aus dem Munde seiner Gattin hören. Er gestand zwar, daß er in der Zusage gegen den Salhäuser ein wenig zu rasch zu Werke gegangen, dennoch reute es ihm nicht; er fürch-

fürchtete nicht, seine Tochter unglüklich zu machen. Diese ließ er jezt zu sich rufen. Kunegunde erschrak, als sie ihre Mutter in Thränen sah, und bange Ahndung ergriff sie. Sie trat vor ihren Vater wie einer der sein Urtheil empfangen soll, Georg sahs und gerieth in eine seltsame Stimmung, er wußte nicht ob er zürnen oder weinen sollte. Bald aber erinnerte er sich, wer er war, und mit Ernst und Entschlossenheit sagte er: „Meine Tochter, die Zeit ist da, da Du nach der Bestimmung der Natur Gattin, und so Gott will, Mutter werden mußt. Ich habe Dir einen Gemal bestimmt, nach meiner Ueberzeugung wirst Du glüklich mit ihm sein, ich hoffe daher, Du wirst mit meiner Wahl zufrieden sein, und Dich, wenn ich auch wider Deine Neigung gewählt hätte, an den Gedanken beruhigen, daß ich mit väterlicher Zärtlichkeit und mit bessern Einsichten Deine dauerhafte Glükseligkeit vor Augen gehabt.

Kunegunde. Ich habe mich nie gegen den Willen meines Vaters aufgelehnt,

lehnt, derselbe ist mir jezt und zu allen Zeiten heilig.

Georg. An dieser Rede erkenn ich meine gute Tochter. Der Bräutigam, den ich Dir ausersehn, wird Dir vielleicht anfangs eben so wenig annehmlich scheinen, als Deiner Mutter, denn es ist Melchior von Salhausen —

Kunegunde bebte zusammen: „Melchior von Salhausen!" rief sie mit dem höchsten Erstaunen; „O mein Vater!" Es ward ihr schwer sich zu fassen.

Georg. Daß Dich das Wunder nimmt, befremdet mich nicht, meine Tochter. Ihr kennt den Salhäuser bisher nicht anders, als einen wilden und rauhen Mann, der den Frauen am wenigsten gefallen kann. Aber das wird er nicht immer sein, und auf Dich allein, meine Tochter, wird es ankommen, wie künftig Dein Gemal sich betragen wird. Er liebt Dich, er hat mir geschworen, daß Du die einzige seist, die er sich zum Weibe erkiesen könnte; Deine Sanftmuth wird seine Wildheit überwinden,

die Liebe wird ihn für die Freuden des ehelichen Lebens empfänglich machen, und von den Lastern entwöhnen, denen er bisher, ich muß es selbst gestehen, ergeben war. Bedenk auch, das Geschlecht der Salhäuser ist eins der edelsten des Meißnerlandes, und in Ansehung des Reichthums können sich nur wenige mit ihm messen.

Elsbeth und Kunegunde saßen da und konnten ihm nicht antworten. Die erste weinte, die andre konnte nicht weinen, ihr Schmerz war noch nicht reif zu Thränen.

Georg schwieg und sahe beide eine Weile an; er sahe, die Tochter schauderte eben so sehr vor seiner Wahl zurük als die Mutter; er sahe sie leiden und warme Theilnahe ergoß sich in seine Seele. Er fand für gut sie zu verlassen. „Ich gedachte diesen Tag freudiger zu begehen," sagte er zum Abschied, „aber es hat sich gewendet. Ihr werdet Zeit haben zu überlegen. Bedenkt, daß ich als ein guter Vater, ihr wißt es, daß ich das bin, nur das Glük meines Kindes

des wollen kann; bedenkt auch, daß ich dem Salhäuser mein Wort gegeben habe.

„O meine Kunegunde! mein bedauernswürdiges Kind!“ rief Elsbeth, und ein neuer Strom von Thränen ergoß sich aus den mütterlichen Augen.

„O weinet nicht, Mutter!“ sagte die Tochter, „das bricht mein Herz.“ Sie warf sich ihr in die Arme und jezt erst konnte sie weinen.

„Arme Tochter! armer Wilhelm!“ rief Elsbeth wieder.

„O Mutter, Mutter!“ rief Kunegunde, „ist denn keine Hülfe, keine Rettung?“

„Nirgends als bei Gott,“ sagte die Mutter.

Sie überließen sich beide den traurigsten Betrachtungen. Elsbeth erschrak allezeit von neuen, wenn sie sich ihre Tochter in den Händen des lasterhaftesten Menschen

dachte

dachte, den sie kannte. Sie sahe sie in einen Abgrund von Elend gestürzt, aus dem keine menschliche Hand sie retten konnte; sie, die sie so oft im Geiste an der Seite des edelsten Jünglings an Wilhelms Seite sah.

Kunegunde konnte es nicht fassen. Ihr däuchte, was jezt vorgieng, nur ein Traum, ein Traum voller Schreknisse, die beim Erwachen verschwinden müßten. „Wilhelm Dich verlassen?“ so sagte sie unaufhörlich zu sich selbst, „Dich verlassen Wilhelm, um mit dem schändlichsten der Menschen in unauflösliche Ketten geschlagen zu werden? Unmöglich, unmöglich!“

So fand sie Wilhelm. Er entsezte sich über den Anblik und die Worte Elsbeths: „O Wilhelm, siehe hier die unglüklichsten unter der Menschen!“ drang:m ihm wie ein Schwert durchs Herz. Ihre Thränen flossen jezt stärker, und er hatte Mühe, die Ursache ihrer Betrübniß zu erfahren. Aber da er sie vernahm, die schrekliche Ursache, die zugleich sein eignes fürchterliches Urtheil

enthielt, dadurch er sich verstoßen, von seiner Geliebten getrennt und als den unglüklichsten der Menschen sah, was da in seinem Innern vorgieng, wagt die stumpfe Feder nicht zu schildern. Er saß lange ohne ein Wort zu sprechen, seine Lippen bebten, seine Augen rollten, endlich rief er mit dem Ausdruk des schmerzlichsten Kummers: „O wie unglüklich bin ich! So muß ich denn Euch verlassen! Dich meine Kunegunde, Euch meine gute Mutter!"

Beide riefen: „Nein, Wilhelm, Du darfst uns nicht verlassen!"

Wilhelm. Weg ist der schöne Traum! Er hat mich getäuscht, der trügliche Traum. Ich bin erwacht und traue kaum, was meine Augen sehen. O Georg, Biedermann! soll ich allein mich in Dir betrügen? Nein ich bin ungerecht gegen Dich. Mit welchem Rechte kann ich Deine Tochter von Dir fordern.

Die Weiber weinten und klagten. Wilhelm war in ein ernstes Nachdenken versunken. Er kämpfte einen heftigen Kampf.

Seine Liebe war die größte, gleich groß war seine Redlichkeit. Die lezte behielt den Sieg.

Wilhelm. Es sei! Georg kann sein Wort nicht brechen. Wir müssen uns trennen, Kunegunde! trennen auf ewig. Aber ewige, unwandelbare Treue sei Dir geschworen, Du Unvergleichliche! Welche Erdentochter könnte nach Dir mein Herz besiegen? Es zerreißt mein Innerstes, wenn ich mir Dein Schiksal denke; unmöglich, unmöglich kann ich Zeuge davon sein!

Sie konnten es nicht über ihn erhalten, länger als zween Tage noch bei ihnen zu bleiben. Auf der Stelle gieng er, seinen Entschluß dem Ritter Georg bekannt zu machen.

Dieser erstaunte, als er den Jüngling sah, der es kaum vermochte, sich zu fassen; und wie schmerzhaft ward sein Herz gerührt, da er ihm mit der Offenheit des unbescholtenen Mannes seine gränzenlose Liebe zu Kunegunden gestand, da er ihm sagte, daß,

um seine Leiden nicht aufs höchste zu spannen, er scheiden müsse von ihnen.

Georg. So soll es mit uns enden, Wilhelm von Bora?

Wilhelm. So muß es, Vater Georg! Ihr habt mir viel Gutes gethan! Es gebricht mir heute mehr als jemals an Worten; ich kann Euch nicht danken, wie ich wohl danken möchte. O Vater! ich wähnte einst, Ihr solltet Zeuge meines lebenslänglichen Dankes sein. Es war ein süßer Wahn! Ich nehme ein Herz voll tiefer Erkenntlichkeit für Euch mit in die Welt; und so oft ich Euer gedenke, und das wird oft geschehn, will ich Gott und seine Heiligen anrufen, daß sie Euch Vergelter sein des Guten, das Ihr mir gethan!

Georg. Wilhelm, Wilhelm! es jammert mich sehr, daß Du in Trauren von mir scheiden willst. Hätt' ich Deine Liebe so gekannt, es hätte nicht also werden sollen. Aber sag, was willst Du nun beginnen?

Wil-

Wilhelm. Ich will den Rittern des deutschen Ordens zuziehen, ich will sie bitten, daß sie mich unter sich aufnehmen, um mein Leben dem Kampfe gegen die Ungläubigen zn widmen, und es für meinen Erlöser zu lassen, wenn es ihm gefällt.

Georg. Ein Entschluß des edlen Jünglings würdig, den ich schon lang in Wilhelm von Bora kannte. Du wählst die Bahn der Mühseligkeit und des Ruhms. Zeuch hin, mein Sohn, Du wirst Arbeit finden für Dein gutes Schwert; Gottes Engel stehe Dir zur Seite und lasse Dich Thaten thun!

Des andern Morgens verließ Wilhelm die Haynsburg mit einem Herzen, das nie gekränkter gefunden ward. Er war nicht vermögend, sich mit irgend einem zu letzen, sein Sinne schwebten in einem dicken Nebel und kaum bemerk e er das Hofgesinde, das in zwo Reihen stand, als er zum Thor hinaus ritt, und kaum vernahm er ihre schluchzenden Worte: „Fahret wohl, Wilhelm von Bora! fahret wohl!“

wohl!" Und sein Dank hatte den Anschein von Kälte.

Bald nach Wilhelms Abreise sezte Georg den Tag fest, an dem er seine Tochter mit dem Ritter von Salhausen verloben wollte. Bis dahin gab er sich viele Mühe, Mutter und Tochter zu besänftigen; er suchte alle Gründe hervor, um ihnen die Rechtmäßigkeit seiner Handlung zu zeigen, und hatte das Vergnügen, daß sie sich allmählich zu beruhigen schienen. Kunegundens Herz stimmte jedoch nicht zu der Miene, die sie aus Zärtlichkeit für ihren Vater annahm. Elsbeth hingegen fieng an zu glauben, der wilde Ritter sei ihrer Tochter von einer höhern Macht bestimmt, und suchte sich darein zu ergeben.

Diese ganze Zeit über sprach Herr Thimmo oft auf der Haynsburg ein; und ließ sichs sehr angelegen sein, die Frauen zu trösten. Doch waren seine Reden nicht darzu gemacht, das Mädchen oder die Mutter

über

über die Person des künftigen Bräutigams zu beruhigen, und die schlimme Absicht, daß er sie nur mehr und mehr gegen ihn einzunehmen suchte, leuchtete so deutlich vor, daß selbst Kunegunde Verdacht schöpfte.

Seine Trostgründe kamen alle aus weitentlegenen Gegenden; es waren meistens nur die der übelverstandenen Religion jener traurigen Tage. Oft sprach er: „Freilich ist der Ritter Melchior ein lebendiges Kind des Satans, der ihn nicht aus seinen Klauen lassen wird, weder hier noch dort; aber es ist der Wille Gottes, daß Ihr ihn sollt zum Manne nehmen, dem dürft Ihr nicht widerstreben. Eure Tage werden elend sein, aber durch Kreuz und Trübsal müssen wir in das Reich Gottes eingehen.“ Manchmal that er ihr auch den Vorschlag, sie sollte um dem drohenden Elende zu entgehen in den geistlichen Stand treten. Derselbe aber fand weder bei der Mutter, noch bei der Tochter einigen Beifall. Bei lezterer nicht so wohl aus Abneigung gegen das Klosterleben, das ihr unter jetzigen Umständen erwünscht gewe-

sen wäre, als vielmehr, weil es gegen die klare Absicht ihrer Aeltern war. Er lenkte alsdenn bald wieder ein, äußerte die reinste Theilnahme und suchte sich so in ihr Vertrauen einzuschleichen. Das aber gelang ihm nicht; bei der Tochter noch viel weniger als bei der Mutter. Das Mädchen schauderte jedesmal zurük, wenn sie zufälliger Weise auf seine Augen traf, in welchen ein Feuer funkelte, das ihr schreklich war. Auch betrog sie ihre Ahndung nicht im mindesten; denn bald vermochte der geistliche Hirt die geile Flamme nicht mehr zu bergen, sie brach aus in Worten und Geberden, wenn er mit ihr allein war. Kunegunde mied ihn, wo sie nur konnte; er bemerkte es und ward behutsamer in seinem Benehmen; inwendig aber brannte die Glut nur heißer. Er kannte die Tugend des Mädchens, er sahe bald, daß er durch keine Ueberredung etwas über sie gewinnen würde, solche durft er nicht einmal wagen, um nicht ganz entdekt zu werden. Er dichtete allerlei Anschläge und verwarf sie wieder; oft schwur er in geiler Wuth: „Ich muß sie besitzen,

besitzen, und soll es mir und ihr das Leben kosten!"

Indessen kam der Tag der Verlobung heran. Thimmo versuchte manches noch, dieselbe rükgängig zu machen, und wendete sich zulezt an den Biedermann selbst mit aller seiner Beredsamkeit; fand ihn aber unerschütterlich. Auch mußte ihm Wilhelm von Bora zum Vorwande dienen, er stellte sich für ihn zu bitten. „Nein, Herr Pfaff," sagte hierauf Georg, „Ihr mögt es wohl besser mit Wilhelm meinen, als er selbst will. Ich kenne ihn; war ein Mann meiner Tochter würdig, so war er's, denn auch sie dünkte seiner Tugend kein zu großes Opfer: und ich gesteh's Euch, ich wußte nicht, daß er so heftig sie liebte, wir wären sonst alle genesen. Jezt habe ich dem Salhäuser mein Wort gegeben, er soll mein Eidam werden und kein anderer." Thimmo biß die Zähne zusammen, dazwischen ein Fluch aus dem Innersten seiner schwarzen Seele verhallte.

Auf allen Fall war er entschlossen, Kunegunden aus dem väterlichen Schlosse zu rauben, und hatte in dieser Absicht schon seit einiger Zeit zween Knechte des Ritters durch Geld und Versprechungen auf seine Seite zu ziehen gewußt. Diese hatte er überredet, daß er mit Elsbeth im Einverständniß handle, die sich unmöglich darein ergeben könnte, ihre Tochter durch den Salhäuser unglüklich zu sehen. Einer von diesen aber war zur Zeit abwesend; er wußte jedoch, daß die Verbindung am Altare der Verlobung sehr bald folgen würde, alsdenn wär für ihn alles verloren gewesen, und nahm nun seine Zuflucht zur List. Er kannte Melchiorn von Salhausen als einen der geilsten Menschen, ganz und gar nicht fähig seine Lüste zu zähmen, wenn sie einmal rege gemacht waren, und hierauf bauete er einen Anschlag, der seiner würdig war. Zur Ausführung desselben bestimmte er absichtlich den Tag der Verlobung selbst, und war schier gewiß, daß es ihm gelingen sollte. „Dem kann Georg,“ so sagte er zu sich selbst, „unmöglich seine Tochter geben, der sichs

nicht

nicht versagen mag, unter seinen Augen die abscheulichsten Laster zu begehen.“ Wir sehen daraus, der Pfaff wollte dem, eben nicht zum Bezwinger der Lüste gemachten Salhäuser, einen Fallstrik legen, und bewerkstelligte dieses auf folgende Art.

In einer benachbarten Stadt lebte von seiner Bekanntschaft eine Buhlschwester, die viel Konnex mit den geistlichen Herren in der Runde hatte, welche sie schier sämmtlich mit ihren Reizen bediente. Zu dieser begab sich Herr Thimmo, diesmal in einer andern als gewöhnlichen Absicht. Sie sollte ihm zum Werkzeuge dienen; er unterrichtete sie daher von dem Zustande der Sachen, so viel ers für gut fand, und von seinem löblichen Vorhaben, und sahe sie willig und bereit, ihm für die Gebühr nach bestem Vermögen hülfreiche Hand zu leisten. So fort ward die Verabredung genommen, die gutwillige Schwester sollte dem Salhäuser, wenn er am Tage der Verlobung auf die Haynsburg ritt, an einem Orte, den er ihr bestimmt hatte, so als von ungefähr begegnen,

nen, und dann ihre ganze Kunst aufbieten, den geilen Sinn des Ritters in Bewegung zu setzen. Hierauf sollte sie aber ein höchst nothwendiges Geschäft vorwenden, das sie jedoch nicht lange aufhalten würde, und ihm versprechen, in einer Stunde oder noch eher auf der Haynsburg zu sein, da er denn seinen Knecht auf sie warten, und sie an den Ort sollte bringen lassen, wo sie ihre Lust mit einander büßen könnten. Die Freudentochter war das alles sehr wohl zufrieden, und versprach alle Kraft und Geschiklichkeit zur Bestehung dieses Abentheuers aufzubieten, denn sie war das beste Mädchen in ihrer Art. Darauf bauete denn auch Herr Thimmo eben so sehr, als auf die unbezwinglichen Lüste des Salhäusers, in welchen ihm nur der göttliche Stier gleich kam, welcher Europam über Meer führte, wovon bei den wahrhaften Scribenten der Vorzeit und bei Herrn Bürger zu lesen ist.

Der Tag, den die weiblichen Bewohner der Haynsburg mit Zittern erwartet hatten,

ten, brach endlich an. Georg hatte befohlen, ein Mahl zuzurichten und alles festlich zu ordnen; aber die Gemüther stimmten nicht zu dem äußerlichen. Bei der Mutter so wohl als bei der Tochter stellten sich alle Schreknisse eines unvermeidlichen, traurigen Schiksals ihren Seelen von neuem dar; selbst der Ritter war übel gemuthet, sie sahen sichs alle einander an, ohne daß sie darüber sprechen wollten. Allem Anscheine nach mußte das Fest sehr traurig begangen werden. Man hatte einige Gäste aus der Nachbarschaft erbeten, diese fanden sich nach und nach ein. Auch Herr Thimmo blieb nicht aus, und hielt bei seinem Eintritt einen stattlichen Sermon, der von Glükwünschen und Segnungen überfloß.

Unter allen die man erwartet hatte, wollte der Herr Bräutigam am spätesten erscheinen. Er hatte vorigen Abend eine etwas starke Portion Meth zu sich genommen, und war darum spät aufgestanden; überhaupt aber wars ihm nicht im Sinne, als ob er sehr eilen müsse, wie es doch einen

Bräu-

Bräutigam wohl ansteht; denn das müßt ihr wissen, der Eindruk den Kunegunde an jenem Tage auf ihn gemacht hatte, war lange nicht mehr derselbe. Darum nahm er, wie ers gewohnt war, in guter Ruhe sein Frühstük, stieg sodann auf sein Roß und machte sich in Geleitschaft seines Knechtes Bernig auf den Weg.

Indessen hatte sich der weibliche Bundsgenosse des Herrn Thimmo bei guter Frühe aufgemacht, den Posten zu besetzen, der ihm angewiesen war. Sie gerieth in einige Verlegenheit, da der Paladin über die Gebühr ausblieb, dennoch wich sie keinen Schritt, denn an ihr sollte es nicht liegen, wenn wider Vermuthen der Handel letz ablaufen thäte. Auch harrete sie nicht umsonst, und nach einigen Stunden erschien der Gegenstand ihrer Wünsche. Sie gieng ihm alsbald entgegen und grüssete ihn gar freundlich, welches der Hahn nach seiner Art erwiederte. Darauf erhub sich unter ihnen ein Gesprächlein, mit welchem wir jedoch, und zwar um der Schwachen willen, dem geneigten

Leser unmöglich dienen können. Wir wollen ihm aber darum nicht verhalten, daß die zarte Sirene ihren Zwek vollkommen erreichte, und sie seine Lüsternheit im höchsten Grade rege machte. Alsdann brach sie, wie ihr befohlen war, schnell ab, gab ihm aber die Versicherung, daß er sie auf der Haynsburg in einem Stündlein ganz gewiß erwarten dürfe, worauf mit Zuziehung des Knechtes das Nothwendige verabredet wurde, da denn vor der Hand beide ihre Straße giengen.

Melcher. Schau ja wohl auf, Bernig, wenn die Hure kömmt, daß du sie alsbald im Stall bringst; du weißt schon, in den beim Brunnen, der pflegt immer leer zu sein.

Bernig. Mit Hurengeschichten hab ich gern zu thun, das wißt Ihr, Herr, da bin pünktlich drin. Von meiner Seite soll nichts versäumt werden. Aber wie thu ichs Euch kund, wenn sie da ist? soll ich Euch nicht ein Zeichen geben?

Melcher. Das kannst du, aber was für eins?

Bernig. Das müßt Ihr mir sagen, Herr, Ihr versteht Euch besser drauf als ich.

Melcher. Hm!

Der Ritter dachte einige Zeit nach.

Melcher. Hör an, Bub, wenn ich zum Fenster heraus seh, und dich rufe, so werd ich sagen; Fuchs oder Haas? sagst du Fuchs, so ist sie da, sagst du aber Haas, so ist sie noch nicht da.

Bernig. Nun gut, so wünsch ich, daß ich mag Fuchs sagen. Nicht wahr Herr?

Bald darauf kamen sie auf der Haynsburg an, wo man den Ritter schon längst erwartet hatte. Seine Aufnahme war, wie wir im Voraus gesehen haben, nicht die freudigste; bald darauf sezte man sich, weil es einmal Zeit war, zu Tische und aß, jedoch was die Personen, die wir kennen, anbetrift, mit schlechtem Appetite. Selbst Herr Thimmo aß nur wenig, und beobachtete nur immer den Brautigam, der sehr zerstreut schien, welches unter den Anwesenden

der

der geistliche Freund nur allein richtig zu deuten wußte.

Sie waren noch nicht lange zu Tische gesessen, als Melchior aufstand, zum Fenster gieng und rief: „Bernig! Ist es Fuchs oder Haas?“ „'s ist Haas!“ antwortete der Knecht. Der Ritter murmelte in den Bart und sezte sich nieder zu den übrigen, denen ein solch Benehmen, Ehrn Thimmo ausgenommen, ziemlich fremd däuchte. Bald darauf stand er wieder auf, und rief noch einmal zum Fenster naus: Bernig! „Ist es Fuchs oder Haas?“ Da antwortete der Knecht: „'s ist Fuchs, Herr, Fuchs im Stalle!“ So gleich verließ der Herr Bräutigam, ohne ein einiges Wort zu sprechen, die Gesellschaft und begab sich nach dem zum Rendezvous bestimmten Orte.

Alle sahen einander an: „Was ist das?“ sagte der eine: „Was mag das sein?“ sagte der andre, und manche behielten vor Erstaunen den Bissen im Munde. Eins nach dem andern legte Messer und Ga-

bel hin, stand auf und gieng nach dem Fenster, wo die erstern den Hahn noch in den Stall gehen sahen.

Thimmo. Was dünkt Euch, Ritter Georg, das unser Bräutigam beginne?

Georg. Er wird uns doch nicht verlassen?

Thimmo. Das mein ich nicht! auch steht sein Roß wohl nicht in diesem Stalle?

Georg. Nein. — Das ist ein wunderlicher Geselle!

Thimmo. Ich glaube schier, er macht einen Schwank; laßt uns hinunter gehen.

Die Männer giengen nun zu schauen, was der launenhafte Bräutigam im Stalle thät, während dem sich die Weiber theils für sich, theils unter einander mit Muthmaßungen darüber beschäftigten.

An der Thür des Stalles hielt Bernig Wacht. Er erschrak, da er Georgen mit den übrigen auf ihn zukommen sah, und rief einmal ums andre: „'s ist Haas, Ritter! 's

ist

ist Haas!“ Diese aber kehrten sich daran nicht, sondern giengen geradeswegs in den Stall hinein, und fanden, was sie, den Pfaffen ausgenommen, da nimmermehr gesucht hätten: Mars und Venus auf einer Schütte Stroh. Die zarte Dirne fieng schreklich an zu schreien und der saubre Bräutigam accompagnierte mit so kräftigen Flüchen, als sie noch niemals über seine Zunge gegangen waren: „Welcher Teufel muß euch hierher führen, ihr Hundsgesichter, wie ihr seid! daß Euch alle die Pest!“ Ritter Georg entsezte sich anfangs über diesen gräulichen Anblik; so gleich aber faßte er sich wieder, und entgegnete dem schäumenden Buben: „Pfui Dich! Du Schändlicher! Thut das ein rechtlicher deutscher Mann? Thut das ein Ritter? Du willst mein Eidam werden? Fluch und Schande über mich, wenn das jemals geschieht!“ „Scher' mich um euch all' nichts, ihr Lumpengesindel,“ sagte Melcher, „behalte Dein Muttergottesbild, bis sie eselgrau wird wie Du bist!“ Es fielen der Schmähworte noch mehr, bis der Hahn sein Roß bestieg, und in Geleit-

schaft seines treuen Knechts Bernig, dem bei dem Handel gar übel zu Muthe war, seine Straße zog. Die Buhlschwester, an welcher das Hofgesinde bereits anfieng sein Müthlein zu kühlen, nahm Herr Thimmo aus geistlicher Liebe alsbald in Schuz, und ließ sie durch seinen Knecht in Sicherheit bringen, vielleicht nach Kolm, wo er daheim war.

Elsbeth und Kunegunde erfuhren bald, was in dem Stalle vorgegangen war. Die Freude, den so sehr verabscheuten Bräutigam solchergestalt losgeworden zu sein, ließ ihnen den Verdruß, ihre Ehre durch ihn gekränkt zu sehen, nur wenig empfinden. „O Mutter, gute Mutter! wie glüklich sind wir!“ rief Kunegunde und umarmte die liebe Alte. „Glüklich bist Du, meine Tochter! was auch immer noch daraus entstehen mag! aber ich fürchte die Rache des Bösewichts!“ „Fürchtet nichts, meine Mutter,“ sagte jene wieder, „Hat nicht Vater Georg tapfre und mächtige Freunde? O wäre doch jezt mein Wilhelm da!“ Die Wemuth durch-

durchdrang jezt ihr Herz, und strömte in heißen Thränen aus.

So fand sie Georg. „Weine nicht, meine Tochter," sagte er, indem er ihre Thränen misdeutete, „Deine Ehre soll gerochen werden! O wie schimpflich ich verblendet war, einem solchen Ungeheuer meine Tochter, das Kleinod meines Lebens, opfern zu wollen!" „Setzet Euch nieder, meine Freunde, nun erst wollen wir mit einander fröhlich sein! Setzet Euch nieder und laßt's Euch wohlschmecken! Mir ist mein Mahl bös versalzen worden, aber es liegt nichts dran. Ich bin erfreut, daß es also geschehen ist, und werde mich freuen mein Lebelang!" „Ihr werdet oft an die Worte gedenken," sagte der Pfaff, „die der saubre Ritter zur Losung seinem Knechte zurief? Wißt Ihr noch wie er rief?" Alle lachten, und meinten, daß sie sie nie vergessen würden.

Sie sezten sich nun samt und sonders wiederum zum Male nieder uud aßen, und geberdeten sich fröhlich, ob sie es schon nicht durchgehends waren, besonders wurmte dem

Vater Georg der schmutzige Handel gar sehr; er war darum keinesweges der Meinung des Pfaffen, und anderer die ihn nur lächerlich finden wollten.

Es kann, so dünkt uns, Euch, Ihr Lieben, nicht zuwider sein, wenn wir dermalen die Haynsburg verlassen, einen guten Bekannten aufzusuchen, von dem wir nun schon lange keine Kundschaft haben. Wilhelm von Bora verließ diese Burg, mit welchem Herzen, das ist uns allen noch im frischen Andenken; er nahm das wehmüthige Bedauern der guten Bewohner derselben, und auch das unsrige mit sich. Sein Auszug hatte das Ansehn einer Flucht. Als er über die Brücke war, stieß er sein Roß an, das ihn wohl einige Stunden im vollem Traben davon trug; er gedachte seinem Schmerze eben so wohl, als den Gegenständen desselben zu entfliehen. Aber umsonst, derselbe kehrte immerdar von neuen und allezeit stärker wieder.

Wilhelm hatte von seinem Vater einen kleinen Meyerhof ererbet, im Gebiete der Grafen

sen von Brena gelegen; diesen wollte er verkaufen, und alsdenn sein Vorhaben ausführen, und den Rittern des deutschen Ordens zuziehen. Unterwegs sprach er bei dem Herrn Otto von Ihleburg ein, welches Geschlecht damalen zu den reichsten und angesehensten dieser Lande gehörte. Otto hatte ihn bei dem Heere der Markgrafen kennen gelernt und lieb gewonnen; sein Schiksal erregte seine Theilnahme, er lud ihn ein, eine Zeitlang bei ihm zu hausen. Wilhelm aber lehnte solches höflich ab, versprach indeß, wenn er seinen Meierhof verkauft, nochmal bei ihm einzusprechen. Da er zu dem Grafen von Brena seinem Lehnsherrn reisete, that Otto ihm Auftrag wegen einiger Zwistigkeiten, die sich seit kurzer Zeit zwischen ihm und dem Grafen einer gemeinschaftlichen Besitzung halber, hervorgethan, welche er so glüklich war, zur Zufriedenheit beider Theile zu vermitteln. Sein Erbe kaufte ihm der Lehnsherr, der ihm sehr bald seine Gunst schenkte, selber ab, und verehrte es nachher dem Kloster auf dem Petersberge vor Halle.

Unter der Zeit ereigneten sich auf der Burg zum Hayn wichtige Dinge. Ritter Georg war nicht gemeint, die Schmach zu tragen, die der ungeschlachte Salhäuser ihm und seinem Hause angethan hatte. Er gieng aber bei sich zu Rathe, ob er dem ehrvergeßnen öffentlich absagen und ihn durch die Waffen demüthigen, oder ob er nicht lieber den Handel vor ein Ehrengericht von Rittern und Mannen bringen sollte, allwo er in Betracht seiner gerechten Sache die sicherste Genugthung hoffen konnte. Sein edler friedsamer Karakter ließ ihm bald das lezte wählen; auf einmal aber bekam der Handel ein andres und für den guten Alten sehr trauriges Ansehen.

Denn sein Gegenpart glaubte nicht minder der beleidigte Theil zu sein, wie das den bösen Menschen wohl eigen ist, und schnaubte blutige Rache. Man stelle sich das Schrecken vor, das auf der Burg entstand, als ein Knecht der mit Walderich auf die Jagd geritten war, im hellem Jagen,

schnaubend und von Blute triefend mit der entsezlichen Nachricht ankam, daß der Salhäuser ihnen im Walde heimtückisch aufgelauert und Walderich niedergeworfen hätte; er selber war mit Wunden bedekt, entronnen. Alles schrie und klagte, Georg selbst brach in bittre Klagen aus, Elsbeth und Kunegunde waren außer sich. Der Ritter kannte seinen Feind, und befürchtete noch mehr. Er ließ in aller Eil Vertheidigungsanstalten vorkehren, und sendete Boten aus an seine Freunde und Waffenbrüder, daß sie ihm zu Hülfe eilen möchten, auch thät er seine Gefahr seinem Lehnsherrn und dem Bischoffe von Meißen kund.

Indessen stellte sich Herr Thimmo seiner Gewohnheit nach auf der Burg ein, und vernahm die Gefangennehmung von Georgs Sohne. Da zerriß er seine Kleider und fluchte im gräßlichen Anathema dem tollen Bösewicht, daß jedermann das Haar zu Berge stand, wer ihn hörte. Dabei schwur er, alle Mächte zu bewegen, und nicht eher zu rasten, bis er den Knaben ohne einiges

Lösegeld herausgegeben hätte. Georg aber schüttelte den Kopf, und sagte: „Ihr geistlichen Leute seid einander alle gleich, und wollet immerdar mit Worten viel ausrichten. Die bösen Menschen aber fragen darnach nicht, darum werdet Ihr mir auch meinen Sohn nicht ledig machen, welches nur allein durchs Schwerd geschehen wird.“ Mit Wehmuth sezte er nach einer Weile hinzu: „O Wilhelm von Bora, daß Du nicht bei mir bist!“

Georg hatte gleich den andern Tag nach jenem tragikomischen Vorfalle im Stalle, einen seiner treuesten Diener ausgesandt, Wilhelm, wo möglich, aufzufinden, und ihn zu laden, daß er zurückkehren möchte. Fünf Tage war der Knecht umsonst umhergeirrt, niemand wollte von Wilhelm von Bora Kunde haben, bis er zu dem Herrn von Ihleburg kam. Hier traf der junge Edle auf seiner Wiederkehr von dem Grafen zu Brena schier zu gleicher Zeit mit ihm ein, und war fast betroffen über die Nachricht und die Ladung, die ihm der Knecht thäte,

und

und wußte nicht was er ihm antworten sollte. Es wollte sich anfangs einiger Stolz in ihm regen, aber das Gefühl der Liebe und Freundschaft sprach zu laut; auch rieth ihm der Herr von Ihleburg wohlmeinend, und sein Entschluß war gefaßt. Des andern Morgens machte er sich bei guter Frühe in Geleitschaft des Knechtes nach der Burg zum Hayn auf den Weg. Sie ritten scharf zu, und kamen des Mittags in eine Herberge, wo Nachrichten auf sie warteten, bei welchen Wilhelm vor Unwillen die Zähne zusammen biß, und die ihn zur schleunigsten Fortsetzung seiner Fahrt spornten. Denn er erfuhr hier nicht allein, daß Melchior den Walderich, dem er mit Bruderliebe zugethan war, heimtückisch und ungewarnter Dinge niedergeworfen, er erfuhr noch mehr.

Was Georg befürchtet hatte, war nur zu bald eingetroffen. Melchior hatte, um von der Bestürzung auf der Haynsburg Vortheil zu ziehen, noch in der nämlichen Nacht einen Ueberfall darauf gewagt;

doch war dieses treulose Unternehmen durch die Wachsamkeit des Ritters und die Treue und Tapferkeit seiner Knechte vereitelt worden. Dagegen aber war jener zween Tage drauf wiedergekehrt, eine förmliche Belagerung anzuheben, und zwar mit einer Macht, welcher Georg, wenn ihm nicht bald Entsatz käme, nicht lange würde widerstehen können.

Wilhelm sendete auf der Stelle einen Bothen mit einem Brieflein an den Herrn von Ihleburg zurük, darin er ihm diese Dinge kund thät, und ihn um Hülfe bat. Gleich darauf saß er auf, des festen Entschlusses, seinen Fuß nicht eher wieder zur Erde zu setzen, bis er sein Ziel erreicht.

Auf der entgegengesezten Seite des Kolms, an welchem Georgs Burg lag, war in einer Höhle der Eingang zu einem Felsengange, welcher den, so mit ihm vertraut war, in das Innerste jener Burg führte; doch war jedem nicht davon Unterrichteten

ten dieser Eingang gänzlich unentdekbar. Die Vorfahren des Ritters hatten sich hier mit der höchsten Anstrengung menschlicher Kräfte, durch die dicke Felsenmasse des Kolms mehr denn tausend Schritte durchgearbeitet, um zu Zeiten der Gefahr durch ihn aus und ein zu gehen. Er war nur immer dem jedesmaligen Besitzer der Burg bekannt gewesen, und denen, auf deren unwandelbare Treue sie als auf sich selbst rechnen konnten. So hatte auch Georg geglaubt, seinem Wilhelm von dieser Sache kein Geheimniß machen zu dürfen, und jezt gedachte selbiger seine Kenntnisse dieses Orts zu benutzen, um durch denselbigen ohne weitern Anstoß in die Burg zu kommen.

Wilhelm wollte sein Roß diesmal nicht schonen, denn noch blinkte das Siebengestirn, als er in der Gegend des Kolms ankam. Er hatte auch bald Ursache sich seiner Eil zu freuen. Denn hier hörten sie bald ein Getöse, das schauerlich in der Stille der Nacht wiederhalte, sie ritten näher und vernahmen deutlich Geschrei von Streitenden

und Waffengeklirr. Er stellte sich vor, der Salhäuser habe bei der Nacht die Burg stürmend angegriffen, und war so gleich entschlossen, den Stürmenden in den Rücken zu fallen, indem er in seinem raschen Sinne nicht erwägte, daß er nur selbander wär. Indeß war er nahe an den Ausgang jener Felsenhöhle gekommen. „Um Gotteswillen seid barmherzig!“ erscholl auf einmal in geringer Entfernung flehend eine weibliche Stimme, die Wilhelms Innerstes durchbebte. „Was ist das?“ sagte er zum Knecht und ritt drauf zu. Eine andre Stimme rief: „Bindet die Ungehorsame! Bindet sie!“ Jezt war unser Held zur Stelle, wo der empörendste Anblik seiner erwartete. Er sahe zween bewaffnete Kerle Kunegunden fortschleppen, während ein dritter, den er alsbald erkannte, sie aufmunternd vorangieng. Mit den Worten: „Halt! ihr Schurken, was beginnt ihr hier?“ stürzte er auf sie zu, und ein Schwerthieb schlug sogleich einen der Räuber zu Boden. Den andern ergrif der Reisige; doch entkam ihr Führer mit Hülfe der Dunkelheit, indem er sich ins Gebüsch

stürzte.

stürzte. Kunegunde, die sich keine Rettung geträumt hatte, entsezte sich eben so sehr darüber als ihre Räuber, noch mehr aber als Wilhelm vom Pferde sprang, und sie in seine Arme fassend mit einem Gefühl von Wonne, die ihm alles vergessen machte, ausrief: „Kunegunde!“ „Gott! wer bist Du?“ sagte das Mädchen im Tone des höchsten Entsetzens, und sank ohnmächtig hin. Sie erkannte Wilhelm und wähnte, es sei sein Geist. „Kunegunde, Kunegnnde!“ rief er voll Freude und Schmerz, „so, so muß ich Dich wiederfinden?“ Sie erwachte. „Hu! bist Du Wilhelm? sagte sie mit bebender Zunge. „Ja, ich bins!“ erwiederte er. „Gelobt sei Gott und der heilige Georg!“ Die Freude schien jezt die übrigen Gefühle zu übermeistern, zu ihr gesellte sich jedoch bald wieder die Sorge, die theure Beute in Sicherheit zu bringen. „Sag, meine Kunegunde, wie bist Du hieher gekommen?“ sagte der Jüngling wieder, „war nicht Thimmo dein Räuber?“ „Er wars, der abscheuliche!“ antwortete das Mädchen, das sich zu fassen begonnte, „wie

ich

ich aber hierhergekommen, weiß ich schier nicht zu sagen; mehr als einmal sind mir meine Sinne vergangen. Hier kamen wir aus der Erde hervor!" „Der Pfaff hat uns durch einen langen unterirdischen Gang geführt;" sagte der gefangene Knecht. „Wer mag dem Verräther hievon Kunde gegeben haben?" sagte Wilhelm, „durch diesen Gang, meine Kunegunde, müssen wir wieder in die Burg!" Sofort fragte er den Gefangenen, was es mit dem Streitgetümmel bei der Burg für ein Bewandniß habe, und erfuhr, daß Ritter Georg auf die Belagerer einen Ausfall gethan, weil er vermuthet, daß sie sich in Rüksicht auf seine Schwäche sicher halten, und er sie also unbereitet finden würde.

Wilhelm befahl hierauf dem Knechte, bei dem Gefangenen und den Pferden seiner zu harren; er selbst nahm die gerettete Jungfrau bei der Hand, und bestieg mit ihr die Höhle. Sie kamen, ungeachtet sie keine Leuchte bei sich hatten, glüklich in die Burg, wo Georg auch bereits angekommen war. Sein Unternehmen hatte ihm wenig Vortheil

ge-

gebracht, er hatte den Feind nicht so gefunden, wie er sich vorgestellt.

Kunegunde war bis jezt noch gar nicht vermisset worden, Elsbeth glaubte sie betend in ihrem Gemach. Man denke sich das Erstaunen der Aeltern, als sie mit Wilhelm ins Zimmer stürzte: „Hier, Ritter, bring ich Euch Eure Tochter!“ rief der Jüngling in vollem Affekt. „Er hat mich gerettet!“ rief das Mädchen, und ein Strom von Thränen ergoß sich über ihre Wangen. Georg umarmte Wilhelm, den er nicht verstand: „So hab ich heute doch noch mehr gewonnen, als ich mir schmeichelte!“ sagte er mit dem freudigsten Muthe, und Thränen glänzten im Heldenauge. Elisabeth fiel gleichfalls ihrem Liebling um den Hals, ihr versagte die Wehmuth die Rede. Es währete lange, ehe man sich vor überströmenden Gefühlen verständigen konnte; ehe Vater und Mutter erfuhr, daß Wilhelm ihre Tochter aus den räuberischen Klauen des geilen Bösewichts errettet

rettet hatte. Aber welche Feder vermag diese Scene zu schildern? Neue Thränen, neue Umarmungen! Der Widerwille gegen den schändlichen Räuber verlor sich in dem heissesten Danke gegen den edlen Retter, für welchen alle nur Herzen aber nicht Worte hatten.

Kunegünde erzählte, nachdem ihr wieder Kraft geworden war, sich zu fassen: „Thimmo sei in ihr Gemach gekommen, und habe gesagt; ihr Vater habe ihm Auftrag gethan, sie und ihre Mutter an einem geheimen Ort in Sicherheit zu bringen, auf den Fall, wenn etwa sein heutiges Unternehmen gegen den Feind unglüklich enden sollte.“ „Also darum riethest du mir so dringend darzu, treuloser Pfaffe?“ unterbrach sie Georg. „Schauder durchbebte mich bei dieser Rede,“ fuhr die Tochter fort, „denn schon lange verabscheute mein Herz den Mann, dem ich jezt folgen sollte. Ich fragte nach meiner Mutter, er antwortete mir: sie erwarte mich bereits an jenem Orte.

Hier-

Hierauf stand ich auf mit ihm zu gehen, ich zitterte am ganzen Leibe, und meine Kniee trugen mich kaum. Ich sank endlich in Ohnmacht, und sahe mich, als ich wieder erwachte, von zween mir nicht unbekannten Knechten fortgetragen. Ich rief nach meiner Mutter, und man bedeutete mich, daß ich sie bald sehen sollte. Wir kamen aber ins Freie und nun zweifelte ich nicht mehr an der Verrätherei, die man mit mir vor hatte. Mein Zustand glich der Verzweiflung; ich bat, ich flehte, ich sträubte mich weiter zu gehen. Der Rasende fieng an zu drohen und ich gerieth außer mir; aber gelobt sei die barmherzige Mutter des Erlösers! sie sandte mir einen Retter, Dich meinen Wilhelm. O, wie soll ich ihr, wie soll ich Dir danken?"

Die Freude aller war groß, war herzlich, aber sie war nicht ungetrübt. Das Andenken an Walderich, die nicht ungegründete Furcht ob seinem Schik-

sale machte den Kummer der Zärtlichen rege:

„Seid getrost, meine Theuren," sagte Wilhelm, „ich hoffe es soll uns gelingen, den ehrlosen Mann zu demüthigen, und den Knaben zu retten. Ich gedenke izt an den edlen Markgrafen Diezmann: sagte er nicht zu mir? „Wilhelm von Bora, bedarfst Du einst einen Freund, an mir sollst Du ihn finden!" Damals gedacht ich nicht, daß ich sein so bald bedürfen würde, fuhr er fort, morgen gehe ich zu ihm, er ist zu bieder, als daß er uns seine Hülfe versagen sollte." „Ich zweifle selbst nicht daran," sagte Georg, „zeuch hin, Du edler, braver Junge! Dich hat die Vorsehung ausersehen, dem armen, alten Görgen, dem es schier wie jenem Job ergehet, wieder frohe Tage zu schenken!" Er umarmte den Jüngling, alles freute sich von neuen, und das dringende Geschäft machte, daß auch die Frauen, jedoch nicht ohne Aeußerung zärtlicher Besorgnisse, ihre

Ein-

Einwilligung zu seiner morgenden Abreise gaben.

Georg und Wilhelm giengen nun den Knecht abzulösen, der am Eingange der Höhle mit dem Gefangenen wartete. Lezterer bat flehentlichst und mit den reuigsten Ausdrücken um Gnade, er sagte, der trügerische Pfaff hab' ihn verführt, indem er vorgegeben, daß alles auf Befehl der Frau Elsbeth geschähe. Demungeachtet ward er in Ketten geschlagen, und bis zu einer andern Zeit ins Burgverlies gebracht.

Wilhelm machte sich sehr früh auf, und kam am Mittage in Leipzig an. Markgraf Diezmann empfieng ihn freundlich und höflich, und gewährte ihm alsbald seine Bitte und sagte: „Wilhelm von Bora, ich bin erfreut, daß ein so wackrer Mann einen Dienst von mir begehrt. Was dünket Dir,

genügen funfzig Mann den Hahn auf seinen Mist heimzujagen?" Wilhelm hielt eine solche Macht für hinlänglich. „Mein Marschall Rehberg," fuhr Diezmann fort, „den Du kennst, soll sie euch übermorgen zuführen. Doch werd ich ihm befehlen, daß er vorher die Güte versuche. Zeuch indeß hin und bringe dem biedern Görgen meinen Gruß, und sage ihm, daß ich seinen Knaben befreien und seine Schmach rächen wollte, und sollte ich auch meinen eignen Arm dazu aufheben."

Der Jüngling war darob gar sehr erfreut, und wollte nicht weilen seinen Lieben die gute Zeitung zu verkünden. Nur einige Stunden ließ er Rast seinem Rosse, und machte sich noch vor Abends auf die Heimkehr. Er ritt die Nacht hindurch und kam mit Aufgang der Sonne auf der Burg an. Der alte Görg und alle erfreueten sich baß der guten Botschaft, und niemand zweifelte mehr, daß es ihnen gelingen sollte,

te, den ungeschlachten, thörigten Ritter zu demüthigen.

Noch an dem Tage langten zwanzig Reisige vor der Burg an, die ihnen der Herr von Ihleburg sendete, und kamen hinein. Auch erschien die Hülfe des Markgrafen, wie er es zugesagt hatte, am andern Tage.

Was man befürchtete auf der Haynsburg, traf pünktlich ein; der Salhäuser war durch keine Vorstellung, durch keine Drohung, die ihm der Marschall im Namen und auf Geheiß des Markgrafen that, zu bewegen, sich in Frieden zur Loslassung Walderichs und zu einer Genugthuung zu verstehen, die ein Gericht von Rittern und Edlen ihm auflegen würde. Er hatte sich ebnermaßen verstärkt, und glaubte trözlich sich mit seinem Gegenpart messen zu können.

Es kam also bald darauf zu einem Gefechte, in welchem die Salhäusischen

gänzlich geschlagen wurden. Wilhelm war mit den Ihlenburgischen und einigen von Georgs Mannschaft zu dem Marschall gestoßen, und focht mit unwiderstehlicher Tapferkeit. Lange Zeit bemühete er sich, den Hahn zu erreichen, um ihn seine Tücke und seinen Troz auf seinem Kopf zu vergelten. Endlich traf er ihn, und fiel ihn an mit Löwengrimm. Jener schien seinen Gegner nur zu verachten, und gedachte mit einem Hiebe, den er nach seiner Art auf ihn führte, sich seiner zu entledigen. Dem aber wich der jüngere Streiter durch eine geschikte Wendung aus und brachte ihn einen andern bei, der ihn sogleich aus dem Sattel stürzen machte. Alsbald fielen etliche der Reisigen über ihn her und banden ihn, der die gräßlichsten Flüche ausstieß. Die Seinen wurden theils erschlagen, theils gefangen genommen; nur wenige retteten sich durch die Flucht.

Die Sieger zogen noch in der nämlichen Stunde vor Schweta, Georgs

Sohn

Sohn zu erledigen. Sie fanden hier den armen Knaben in einer stinkenden Gruft mit Ketten gefesselt, gleich einem Verbrecher. Wilhelm stieg selbst zu ihm hinab, und brachte ihn auf seinen Armen zu den übrigen. Der gerettete unterlag schier der Freude, und hieng schluchzend am Halse seines Befreiers. Man nahm hierauf den Rükweg nach Georgs Burg. Der Ritter, Elsbeth und Kunegunde kamen ihnen entgegen, nichts glich der Freude, die ihre Herzen durchströmte, nichts dem Jubel, unter welchen sie in die Burg zogen.

Der Marschall war mit den Seinen in Schweta geblieben, und hatte den gefangenen Ritter zu sich genommen, ihn zur Bestrafung vor die Fürsten zu bringen.

„Wilhelm von Bora!“ sagte Georg, als sie auf der Burg angekommen waren, „wie soll ich Dir danken? Dir, meinem Retter, Dir dem Retter meiner Kinder? Das Theureste, was ich auf Erden

habe, ist meine Tochter. Nimm sie hin! O meine Kinder, empfanget meinen Seegen! Seid fromm und gut, so wird Euch Gott barmherzig sein, und Eure Tage werden grünen wie die jungen Eichen, und Eurer Glükseligkeit wird kein Ende sein!"

Dieser Tag war allen Bewohnern der Haynsburg ein Festtag. Georg ließ den Reisigen und seinem andern Gesinde Wein auftragen, und Fleisch so viel als ein jeder vermochte. Die Freude war groß und allgemein, und die Nachricht, daß man den Pfaffen von Kolm im Walde erhenkt gefunden, störte sie nur auf wenige Augenblicke. Der Verräther hatte sich dem Lohn seiner Schandthat selbst gegeben.

Nach Verlauf von acht Tagen ward die Vermählung mit Wilhelm und Kunegunden feierlichst vollzogen. Ihre Ehe war die glüklichste. Das Bächlein ihres

Lebens wurde nie trübe, und versiegte erst nach langen Jahren allmählich in seiner Quelle. Sie zeugten Söhne und Töchter, die alle fromm und gut waren wie sie. Unter ihren Nachkommen war jene vortrefliche Catherina, die dem wackern Luther nächst seinem Gott das Lebensstündlein gegen Welt und Teufel, wie er oftmals selbst gestehet, seliglich versüßet hat.

Ritter Melchior wurde länger denn ein Jahr gefänglich gehalten, und alsdann erst um eine große Summe Geldes losgelassen, nachdem er vorher einen theuren Eid gethan, weder an Georgen noch an seinen Kindern, jemals einige Rache zu nehmen. Ueber das alles war er znm Mährlein worden, und wenn sich die Leute diese Geschichte erzählten, vergaßen sie nie seiner Worte: „Ist es Fuchs oder Haas?" besonders zu gedenken, und sie wurden nach der Zeit zum Sprüchwort. Oft wenn man einen im Scherz fragen wollte, ob eine Sache so oder anders sei, sagte man: „Ist

es

es Fuchs oder Haas?“ *) Und noch jezt hören wir zuweilen im gemeinen Leben diese Rede.

*) Agricola bestimmt dieses etwas undeutlich: „Hiemit fragt man gewissen Unterschied eines Dinges von andern. Was ist es? Ist es Fuchs oder Haas? Das ist wie weit ist eines von dem andern. Darnach antwort man daruff: Es ist weder Fuchs noch Haas, das ist: Es ist nichts, es ist der keins. Man sagt von einem Edelmann, der hab sich groß Bulens ausgethan“ rc. S. Agricolas Sprüchwörter, 333 Sprüchwort.

Er

Er hat übel ärger gemacht.

Nahe bei Regensburg, der schönen Stadt im Bayerlande, an der Stelle, wo St. Sebald, Nürnbergs Schuzpatron und Nothhelfer weiland, auf seiner Kotze*) über die Donau schwam, lag vor Zeiten ein Dorf, Bertholdsdorf genannt. Dasselbe ist nachher zur Wüste worden, ob durch Krieg oder durch Pest, oder durch Erdbeben, davon schweigt das alte Pergament, das wir bei vorliegender Geschichte vor Augen haben; kurz es ist nicht mehr, und sein Name wird auch in der Gegend, wo es gestanden hat, nicht mehr genennet. Zu seiner Zeit aber war Bertholdsdorf weit und breit berühmt, und zwar um der Frequenz seiner Kirchweih willen; zu selbiger fand sich die kirmeslustige Christenheit des Bayerlandes aus der Runde von zehen Meilen und noch weiter ein. Ob man aber einem vornehmen und wunderthätigen Heiligen zu gefallen, hieher wallfahrte, wie etwa nach Marpurg um St. Elisabeths Mantel, oder nach Thann um

St.

*) Ein kurzes Ueberkleid, das einem bis an die Hüften geht.

St. Thiebolt, oder nach Rufach um St. Valtin, oder nach Hohenburg um St. Ottilien willen, und wie die heiligen Wunderbilder und die gesegneten Oerter ihres Aufenthalts sonst noch heißen und geheißen haben, davon geschieht gleicherweise beim Autor keine Meldung; wohl aber berichtet er, daß man das Regensburger Bier hier so gut geschenkt als an keinem Orte in der Welt, und giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß dadurch der Frequenz der Bertholdsdorfer Kirchweih merklicher Vorschub geschehen.

Das war hier ein Leben, wie sichs einer nur wünschen mochte. Es trafen sich alte Bekannte, die einander Jahre lang nicht gesehen hatten, und freuten sich wechselseitig, daß sie noch lebten. Ganze Sippschaften hatten den Brauch, hier zusammen zu kommen, wie etwa das Sächsische Adelblut auf der Leipziger Messe, um sich zu sagen, wie sie versippt wären. Mancher junge Bursche kam, sich eine Liebschaft zu ersehen, manche junge Dirne, um ersehen zu werden; und so

wur-

wurden viele Ehen auf der Bertholdsdorfer Kirchweih geschlossen. Hier fand jeder seine Rechnung, der Tanzlustige, der Löfler und der Zecher; nicht minder wurden auch politische und kuriöse Materien abgehandelt, so wie etwa nach Art der heutigen Klubs. Was das Jahr über im Bayerlande, im H. Römischen Reiche und sonst in Europa Denkwürdiges sich ereignete, darüber waren zur Zeit der Kirchweih in der Schenke zu Bertholdsdorf die sichersten Relationen und scharfsinnigsten Raisonnements zu vernehmen; auch wurden hier zuweilen für die Zukunft Beschlüsse genommen, die wohl werth gewesen wären, auf die Nachwelt gebracht zu werden, indem das kräftige Regensburger die Stelle des philosophischen Freiheitssinnes bestermaßen dabei vertrat. Wir wundern uns nicht, daß es mit unter etwas stürmisch hergieng, und wenn die Debatten manchmal heftig wurden und die ehrsamen Mitglieder um den Knoten zu lösen, zu ihren Knollfinken*), womit

*) Lange und dicke Knittel. Ein ander Wehr turften die Bauern nicht führen.

womit sie allesammt versehen waren, greifen mußten; so finden wir in den Geschichten anderer aufgeklärter Völker ebenfalls Exempel. Freilich wurde alsdenn manchem ehrlichen Bayer die Kirmesfreude übel genug versalzen, und als aus einer Schlacht, wie sie noch heut zu Tag der Bruder Studio den Schnurren liefert, brachte dieser einen zerbrochenen Arm, und jener ein lahmes Bein mit nach Hause. Mancher mußte seine Sentiments mit seinen besten Backzähnen, mit einem Auge oder Ohr, ja wohl gar mit der Haut bezahlen, wie denn das Jahr 1444 von einem dergleichen Kombat das auffallendste Beispiel liefert, davon der günstige Leser zusammt der günstigen Leserin, im Verfolg dieses das Nähere vernehmen wird.

Der Türkenkrieg war von jeher ein sehr beliebtes Objektum gemeiner christlicher Unterhaltung; politischer eben sowohl als geistlicher. Nun war dermalen im deutschen Reiche von einem Zuge gegen die Türken, mehr als je

die

die Rede. Die Fürsten waren in diesem Jahre zu Nürnberg ausdrüklich auch in dieser Absicht zusammen gekommen. Sie erwogen aber den Handel hin und her, reiflich und weislich, und waren nicht gemeint, sich mit einem Beschlusse zu übereilen, troz den angestrengtesten Bemühungen und Intriguen des Römischen Legaten. Kaiser Friedrich der Dritte war in alle wege kein Freund von Blutvergießen; man behauptet von ihm, daß, ob er schon unter allen Kaisern schier am längsten regiert, er dennoch am wenigsten zu Felde gelegen; zum Türkenkriege aber, da er immer alle Hände voll in seinem eignen Hause zu thun hatte, mochte er nicht im mindesten Lust verspüren. Der Ungarkönig war bereits mit großer Macht gegen die Ungläubigen ausgezogen, während dem Friedrich und seine Satrapen erst darum eins werden wollten, ob es thulich sei auszuziehen.

Freilich wollte auch Vladislavs Beginnen nicht jedermann gutheißen; denn erst vor kurzer Frist hatte er mit dem Großtürken

einen Frieden geschlossen auf zehen Jahr; denselben hatten beide Theile beschworen mit einem theuren Eide, Vladislav auf sein Evangelium, Amurath auf seinen Alkoran. Der Ungarkönig aber hatte bei der Verhandlung einen großen Fehl begangen dadurch, daß er den heiligen Vater auf St. Peters Stuhl, Eugenium den vierten dieses Namens, nicht vorher unterthänigst konsuliret. Darob war seine Heiligkeit nicht allein höchlich ungehalten, sondern sendete auch so fort den Kardinal Julian nach Ungarn, den ungehorsamen Sohn der Kirche, nach zuvor ertheiltem tüchtigen Wischer, mit Worten und wenn diese nicht fruchten wollten, mit Androhung des Bannes und der ewigen Hölle so lange anzugehen, bis er Schwur und Frieden brächt. Nun wollte es zwar anfangs etwas hart halten, den Ungar zum Eidbruch zu bewegen, Julian aber hörte nicht auf, ihm zu demonstriren, daß ein Eid, den man einem Ketzer, noch mehr aber einem Türken thät, im Himmel gar nicht in Konsideration käme, und daß es überhaupt sündlich und ketzerisch gethan sei, sich über

einen

einen Eidschwur einigen Skrupel zu machen, so bald es der heilige Vater für gut befunden, ihn davon zu entbinden. Wollte also Wladislav wohl oder übel; so mußte er nothgedrungen seinen Eid brechen und dem Türken absagen.

Hierauf ließ er seinen Feldobristen Huniades, der ein rechter Laudon seiner Zeit war, zu sich rufen und gebot ihm zu rüsten, ein mächtig Heer zu Roß und zu Fuß. Und als das Heer gerüstet war und dastund, begab er sich an seine Spitze und zog mit ihm aus; auch wollte der Kardinal Julian nicht daheim bleiben, sondern ein Zeuge sein, wie die Köpfe der Beschnittenen springen würden zu hunderten und zu tausenden, vor den Schwerdern der Ungarn, die er sämmtlich geweihet hatte. Der Ausgang aber lehrete bald, daß man im Himmel den Eidbruch dennoch übel vermerket, und daß man daselbst auch den Herrn Kardinal troz seinem Kreditiv vom heiligen Stuhl als einen unbefugten und strafbaren Rathgeber ansähe. Denn in kurzer Zeit kam es zu einem Tref-

fen mit dem Feinde bei Varna; dasselbe war sehr blutig und fielen der Türken zwar viele, noch viel mehr aber der Ungarn. Vladislav kam selbst elendiglich um; gleiches Schiksal hatte der Kardinal Julian, der Stifter dieser bösen Fehde, nächst seinem Herrn dem Pabst. Es würde auch das ganze Heer darauf gegangen sein, wenn nicht die kluge Entschlossenheit des wackern Huniades, einen Theil davon, der aber bei weiten der kleinste war, gerettet hätte.

Die Zeitung von dieser für die Christenheit so kläglichen Schlacht erscholl im Bayerlande gerade zu der Zeit, da man zu Bertholdsdorf begriffen war, die Kirchweih zu feiern, und wirkte hier verschiedentlich auf die Gemüther. Ein Theil war gut Ungarisch, diese vermeinten, die Sache bedürfe noch Bestätigung; ein andrer Theil aber, was man schier im Zweifel ziehen möchte, wenn es nicht so mit dürren, ausdrüklichen Worten daständ, war gut Türkisch, diese zweifelten keineswegs an der verlornen

Schlacht,

Schlacht, und behaupteten obendrein keck, daß das Unrecht diesmal auf der Seite der Christen wäre, wovon Gottes Gericht, das über den meineidigen König und seinen Rathgeber ergangen, lautes Zeugniß gäbe. Diese leztere Behauptung veranlaßte gar bald die heftigsten Debatten; jede Parthei hatte ihre Sprecher, die sich eine gute Zeit mit Gemeinsprüchen, mit Sophismen und mit Grobheiten baxten, bis endlich der dicke Wolfram, der vormals ein Knecht des Bischofs von Straubingen war, den unziemlichen und unglimpflichen Endspruch fällen wollte, „daß nur die Schurken, die Ohnehosen und Lotterbuben es mit dem schändlichen Amurath halten könnten.“ Kaum aber hatte er solche aristokratische Schmähung ausgestoßen, als Lerse von Konzheim, der auch vor Zeiten bei dem Grafen von Ottenberg Reutersdienste gethan, seinen Knollfinken aufhub, und so kräftig auf das Kranium des dicken Wolfram fallen ließ, daß er alsbald zur Erde stürzte. In dem Augenblicke wurde das Treffen allgemein, und beide Partheien fochten schier

eine Stunde lang mit gleicher Hitze und gleichem Glük. Endlich aber neigte sich der Sieg auf die Seite der Amurathischen, und die Ungarischgesinnten mußten den Wahlplaz räumen, da denn jene nicht unterließen, tüchtig nachzuhauen. Man sahe aber bald mit Schrecken, welche fürchterliche Wirkung die Knollfinken gethan hatten. Vierzehn der rüstigsten Kämpfer lagen auf der Wahlstatt, darunter waren der dicke Wolfram selbst, Hans Blau mit dem Zunamen der Bieresel, Rüdger Fuchs, Ambros Brenger, Martin Devitz der Beiszahn und Joseph Ziebeler, lauter Ungarische, wirklich todt; von den Amuratischen war nur ein einziger geblieben, der einäugige Fleischer. Die übrigen sieben wurden durch einige Eimer kalten Wassers, und wo das nicht helfen wollte, durch brennenden Schwefel, den man ihnen unter die Nase hielt, wieder ins Leben gebracht.

Demnach siegten hier die Türken wie bei Varna; sie hatten aber auch schon an

einem

einem dritten Orte gesiegt, wo ihr Sieg, obgleich es hier ohne alles Blutvergießen abgieng, weit erheblicher war als der zu Bertholdsdorf. Der Kaiser und die deutschen Fürsten zu Nürnberg hatten die Kunde von jener unglüklichen Schlacht nicht so bald erhalten; so wurde in der nächsten Versammlung dekretirt, und das schier einmüthig: „daß ein Türkenkrieg vor der Hand nicht allein unräthlich, sondern so gar unthulich sei.“ Bald nach diesem Schlusse giengen die Fürsten aus einander und Friedrich selbst sputete sich wieder nach seinen Staaten zu kommen.

Auf der Reise durch Bayern kam das Gerücht von dem Bertholdsdorfer Treffen dem Kaiser zu Ohren. Darüber ward er fast zornig, denn er mochte dergleichen Krakel und Unfug am aller ungernsten leiden; zumal wenn er in seinem Ausgange so blutig war. Alsbald gieng er mit sich zu Rath, wie er solchem Unwesen für die Zukunft steuern möchte, und fand endlich, dieses würde am sichersten dadurch geschehen, wenn

die Bauern mit ihren großen Prügeln und Knollfinken weder auf Kirchweihen, noch an andern Orten, wo viel Volks zusammen käm, erscheinen dürften. Denn er schloß sehr klüglich, daß nicht leicht einer todtgeschlagen würde, wenn man kein Instrument hätte, damit man ihn erschlüge. Darauf so ließ er ein Gebot ausgehen in alle Lande, worinnen den Bauern bei namhafter Pön verboten wurde, ihre den Zaunspfählen und Hebebäumen ähnliche Prügel zu führen, wenn sie die Kirchweihen und Gelage besuchten; und war in diesem Gebot das Maas der Stecken der Länge und Stärke nach vorgeschrieben, wie sie sie künftighin tragen sollten. Diese aber waren, wie man sich vorstellen kann, so beschaffen, daß von ihrem Effekt wenig oder gar nichts zu befürchten stand.

Solchergestalt vermeinte der Kaiser dem Uebel auf einmal abgeholfen zu haben. Allein es gieng ihm nicht besser als allen Gesezgebern, von Solon und Lykurg bis auf Friedrich und Leopold, er irrte sich

und

und versprach sich zu viel von seinem Verbote. Darum will mich fast bedünken, daß der mehr als Mensch sein müsse, der bei einem Gesez, das er giebt, auf alle die List und Tücke der Menschen, wodurch sie leider nur zu oft, den klaren Buchstaben illudiren, und einen Schleichweg drum herum finden, mit Erfolg kalkuliren wollte. Gar nicht zu gedenken der Rechtsgelehrten, denen es obliegen will, die Gesetze zu deuten; so soll es selbst den gemeinen und einfältigen Leuten zuweilen mit ihrem schlechten Verstande gelingen, solche zu umgehen oder zu ihren Frommen zu wenden. Daher man schließen möchte, daß solche Kunst nicht zu den subtilsten gehört. Ein Beispiel hiervon liegt uns ganz nahe.

Einem Bauersmann in Schwaben, schade daß sein Name nicht auf uns gekommen ist! war es vor andern nicht wohl zu Sinne, daß er fernerhin keine andre Wehr, als so einen nichtigen Stecken führen sollte. Er hatte sich Zeit seiner Tage durch seinen Knollfinken, den er meisterlich zu handhaben

ben wußte, so weit sein Wirkungskreiß reichte, in große Autorität gesezt; darauf sollte er jezt so mir nichts dir nichts, Verzicht thun. Er hielt es aber der Mühe werth, seinen Kopf daran zu strecken, und war so glüklich auf eine Erfindung zu fallen, dadurch er seinen Zwek über Wünschen und Erwarten erreichte, und zwar auf folgende Weise. Er gieng hin und ließ sich ein Paternoster machen, daran die gemeinen Knöpfe als die Hünereier groß waren, andre waren noch etwas größer, der Knopf aber, unter welchen er seinen Patron verstand, glich einer geballten Faust, und diese Knöpfe waren an eine tüchtige hänfene Schnur gereihet. Mit diesem Paternoster rüstete er sich bei nächster Gelegenheit, und fand beim ersten Versuche, daß sein guter Einfall den Knollfinken nicht allein entbehrlich machte, sondern auch noch weit überträf; und hatte er sich ehemals durch diesen fürchterlich gemacht, so machte er sich nun durch sein Paternoster schreklich; denn sein Schuzheiliger, den er erwähntermaaßen am untersten Ende führte, war allen, die

ihm widerstehen wollten, ein äußerst gefährlicher Patron.

Den Bravos unter dem Landvolke gefiel diese nagelneue Art von Waffen über die maaßen wohl; sie säumten auch nicht selbige nachzuahmen. Andre mußten nothgedrungen das nämliche thun, und die Paternostermacher kriegten Bestallungen über Bestallungen. Sie mußten Tag und Nacht arbeiten, und es gieng kein Vierteljahr ins Land; so waren alle Bauern in Schwaben, Franken und Bayern und in den Gegenden am Rhein, bestens damit versehen.

Von nun an begann es auf den Kirchweihen weit toller und blutiger her zu gehen, als sonst. Die Schuzpatrone fuhren daher und wütheten fast, und derer die erschlagen wurden, waren viel, viel mehr. Solches sahen die Leute und sagten: Der Kaiser hat übel ärger gemacht. Diese Rede ward durchgehends wahr befunden, und bald brauchte männiglich

niglich sie zum Sprüchworte, so noch jezt aller Orten sehr in Aufnahme ist; woraus erhellen will, daß von einer Zeit zur andern häufig Fälle eintreten, auf welche es anwendbar ist.

Viel Geschrei und wenig Wolle.

Jede Zeit hat ihre Lieblingsmeinuugen, ihre Lieblingsgebräuche, die mit ihr wachsen und mit ihr vergehen. Was vor funfzig Jahren angebetete Wahrheit war, das achten wir jezt für belachenswerthe Thorheit, und nur wenige Gebräuche aus jener Zeit gelten dermalen nicht als Albernheiten; so wars und so wirds immer sein. Allein nichts zeugt so sehr von der Armseligkeit der menschlichen Einsichten als dieses. Wir wissen niemals recht was wahr, was gut ist; wir thun wie die Kinder pflegen und was wir heute wegwerfen, das heben wir morgen wieder auf. Die Theologen meinen recht zu haben, wenn sie behaupten, daß unser Wille hienieden nur allein seine Prüfungszeit verlebt; noch mehr aber scheint es, als ob unser Verstand hier nur durchaus mit seinen Kinderjahren kämpfen sollte. Aristoteles mit seinem großen Barte war in diesem Betracht selbst nur ein erfahrnes Kind; und Wir? leider ist binnen den zweitausend Jahren so wenig Wachsthum zu verspüren gewesen, daß wir uns nicht einmal Knaben

nennen dürfen. Man sehe hierüber die Geständnisse Kants und andrer weisen Menschen.

Es ist keiner unter uns, der nicht wüßte, daß es einmal eine Zeit gegeben hat, da niemand sich erfrechen durfte, den Glauben an Gespenster und Geistererscheinungen lächerlich und abgeschmakt zu finden, wenn er nicht alsbald verketzert und von Kanzeln und Bierbänken ein Gotteslästerer und Atheist gescholten sein wollte; Balthasar Becker nebst Konsorten in großer Zahl geben hiervon trauriges Zeugniß. Man war damalen so fest von der Existenz jener Poltergeister überzeugt, als wir es dermalen von der Nichtexistenz des leeren Raumes sind; man predigte, man schrieb von den Ungethümen, und wir stoßen nicht selten auf solche wahrhaftig und wahrscheinlich klingende Relationen, daß sich selbst der gesunde Kopf nicht aus dem Handel zu finden weiß, und am Ende gleich Iselin *), auf die Gedanken ge-

*) Ephemeriden der Menschheit. Erster Band.

geräth, daß die Sache vor Zeiten wohl einigen Grund könnte gehabt haben. Aber was soll man darzu sagen, wenn manche unsrer dermaligen beliebten Schriftsteller, (um mich des beliebten Beiworts zu bedienen,) ganze Bände von Romanen auf diesen verdächtigen und schlüpfrichen Grund bauen, die Phantasie der armen Lesekinder durch Wundergeschichten erhitzen, und ihre Sache so glaubhaft machen, als müßte es so und nicht anders geschehen sein? Gedenken sie auch daran, daß sie dadurch Unheil anrichten? Oder wollen sie nicht daran gedenken? Sie brauchen dergleichen Fratzen zum Köder, damit sie die Unmündigen berücken und schaden dem Verstande eben so sehr, als der Weinschenke den Eingeweiden, wenn er seinen Krätzer mit Silberglätte oder deß etwas anschmieret. Der nachsichtige Leser verzeihe uns dieses Geschwätz, wenn er es anders nicht überschlagen hat, woran auch nichts liegt; die Dinge fielen uns ein in Beziehung auf das Histörchen, das wir nun ungesäumt anheben.

Es fleußt ein Wässerlein in Schwaben, die Schmuter, von demselben ist ein Thal benamset das Schmuterthal, welches wegen der schönen Mädchen, an denen es sehr fruchtbar sein mag, in den dasigen Gegenden in großer Renomee stehet, nach dem feinen Sprichwort: Schmuter Täschen und Zusum Hecht sind fast gut. Die Zusum aber ist ein anderes Wässerlein, welches das Zusumthal, neben jenem, durchfleußt und ihm den Namen giebt. Dicht an der Schmuter liegt ein Flecken Otmarshausen sammt einem Schloß, worauf seit langen Jahren die Junker von Bornitz hauseten. Dieselben sind aber in den Geschichten nur wenig bekannt worden, weil keiner von ihnen je sein Fortun bei Hofe oder im Felde gesucht, und weil sie überhaupt niemalen groß Wesens von sich gemacht haben, wie etwa hie und da andre Junker thun. Sie baueten im Stillen ihren Kohl, und befanden sich dabei vortreflich. Sehr selten daß sie einmal auf den Jahrmark nach Augsburg oder nach Bibrach reiseten, und auch das ge-

schah nur immer erst in drei, vier Jahren, wenn die Junker oder ihre Weiber an Gewand und dergleichen Dingen Bedürfniß fühlten. Sie kümmerten sich außerordentlich wenig um die Welt, so wenig als die Welt um sie; alle neue Moden ekelten ihnen an, und Neuerungen in der Landwirthschaft und sonst Dingen, davon sie einigen Begriff oder keinen hatten, waren ihnen nur zum Aerger. So dachte Herr und Frau, kein Wunder, wenn das Gesinde auch so dachte, und im Ganzen waren alle Bewohner des Schmuterthals von Fischbach bis nach Donauwerth, von jeher große Verehrer des Herkommens, und sind es noch und thuen recht daran.

Aus einem andern Thon als seine Väter schien Junker Walter geformt zu sein. Vom Flügelkleide an wollte man schon wahrnehmen, daß ihm die Welt in die Nase stöche, welches abseiten seiner Aeltern nicht ohne geheimen Kummer geschah. Es wurde ihnen aber gar bange, als sein Verstand anfieng sich zu entwickeln, und er kraft dessel-

ben anhob bald dies, bald das zu tadeln und wohl gar von dem theuren Hausgötzen, der Gewohnheit, lästerlich zu reden. Er mußte darum manche wohlgemeinte Ermahnung an sich ergehen lassen, nichtsdestoweniger beharrete er auf seinem bösen Sinn, ob er schon nach und nach behutsamer in seinen Aeußerungen ward, um nicht den Unwillen derer auf sich zu laden, von denen er abhieng. Diese ganze Zeit wendete er als ein wahrer Projektmacher darzu an, Plane zu durchdenken, um sie einmal auszuführen. Sein Lieblingsgedanke aber war der zu reisen, um die Menschen und ihr Thun auch außer dem Schmuterthale und, wo möglich, jenseit den Gränzen Schwabenlandes kennen zu lernen. Das sollte das erste sein, was er nach dem Tode seines Vaters ins Werk richten wollte; die Reformen in seinem Hauswesen, auf dem Felde, in den Scheunen und im Stalle, deren er mächtig viel im Petto hatte, verschob er sodann bis zu seiner Wiederkehr.

Nun schien es zwar, als ob sich die Verwirklichung seiner Entwürfe ein wenig

in die Länge verziehen würde, denn sie waren alle bereits aufs reiflichste durchdacht und wieder überdacht; da lebte sein Vater immer noch, und gab auch gar keine Aussicht von sich, daß er bald sterben würde. Der Mann hatte als ein Weiser mit dem Oele in seiner Lebenslampe sein Tage sehr gekarget, und dasselbe weder durch allzugroße Anstrengung des Geistes und nächtliches Sitzen ausgetrokknet, noch durch geile Lust und unmäßiges Zechen verschwelgt. Das ließ sich jedoch der Junker nicht irren; man darf auch nicht glauben, daß er darum seinem Vater einmal nur den Tod gewünscht, denn er war, seine verzweifelte Neuerungssucht ausgenommen, ein gutes Blut, und auch selbst diese war nicht von der ganz bösen Art, bei seinen Anschlägen hatte nicht das leidige Plus wie bei den Finanzern, sondern allezeit nur das verzeihliche Melius den ersten Antheil, wie wir bald sehen werden.

Endlich aber starb der alte Herr von Otmarshausen, und ward begraben. Sein Nachlaß am Baaren zeigte seinem

Sohne, daß er ein guter Wirth gewesen war, und war ihm ein angenehmer Fund, indem er ihm Mittel an die Hand gab, seine Entwürfe mit Leichtigkeit auszuführen; denn einem der Geld hat, soll es immerdar leichter sein, ein Projekt zu verwirklichen, als dem, der keins hat; dagegen sollen die so kein Geld haben, vielmehr geschikt sein, Projekte zu machen, als die so welches haben. Darum mögen auch wohl die Finanzminister so täglich und stündlich mit Projekten umgehen; denn gesezt auch, sie selbst hielten von Zeit zu Zeit auf einen Nothpfennig, versteht sich was ihre eigne Person anbetrift; so gebrichts doch ihren Herrn oft und vielmals.

So bald die ersten Tage der Trauer vorüber waren, ließ Walter eines Morgens den Hausvoigt vor sich kommen, und sprach zu ihm also:

Walter. Ich habe dir heute etwas kund zu thun, das für uns Beide von Wichtigkeit

tigkeit ist. Ich bin gesinnet eine Fahrt zu thun durch das Land.

Veit. Ach heiliger Medard! Nein, Junker Walter, das kann nicht geschehen!

Walter. Es wird wohl geschehen, Veit, und zwar werd ich eine ziemliche Frist, ein Jahr und noch drüber ausbleiben.

Veit. Da wird nichts Gutes draus, das hat keiner Eurer Ahnherrn, denen Gott eine fröhliche Urständ verleihe! gethan. Es ist ein Spruch: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, der ist nicht mit Gelde zu bezahlen, und wie oft hat Euer seeliger Vater, den die heilige Jungfrau tröste! mit seinem selbst eignen Munde gesagt! Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Walter. Du magst Recht haben; weil ich aber einen Mann an dir habe, der verständig ist —

Veit. Ach verständig bin ich wohl, gestrenger Junker, aber —

Walter. So will ich dich über mein Hauswesen setzen also, daß du

darinnen gebaaren magst, als wärst du selbst Herr.

Veit. Das kann ich nicht. Junker Walter, ich bin nicht selbst der Herr, und werd es auch nimmermehr werden.

Walter. Du bist meinem Vater lange Jahre treu gewesen —

Veit. Das bin ich gewesen redlich und treu.

Walter. Und wirst es also auch mir sein.

Veit. Wenn Ihr mein Herr bleibt, und ich Hausvoigt, aber —

Walter. Das wollen wir beide bleiben, so Gott darzu hilft, nur sollst du ein Jahr lang meine Stelle vertreten.

Veit sträubte sich noch lange; eine Fahrt, wie sie Walter intentirte, war gar nicht nach seinem Geschmack, am Ende mußte er sich freilich darein bequemen, aber es gieng ihm sauer ein.

Einige Tage hernach stieg der Junker, nachdem er die nöthigen Vorkehrungen getroffen, auf sein Roß und machte sich auf die Fahrt. Da er nicht ausgieng Abentheuer zu suchen; so stießen ihm auch keine auf. Er schlug sich einige Zeit in Schwaben herum, gieng darauf nach dem Elsaß und weiter nach der Schweitz. Seine Reise kann mit Recht eine ökonomische genannt werden, denn wo er hinkam, ließ er die Landwirthschaft sein vornehmstes Augenmerk sein; er sahe, wie man an andern Orten anders zu Werke gieng, und nahm das beste sich heraus, um es einmal anzuwenden. Es dürfte daher sein Tagebuch manchem meiner guten Freunde und Leser, kein unangenehmes noch unintressantes Stük sein: gleich wohl aber würde es den größten Theil derer, auf die ich vornehmlich Rechnung mache, nur ennuyiren, ich trage darum billig Bedenken, dasselbe hier in Extenso beizufügen. In demselben findet man zwar unter andern auch verschiedene Bemerkungen, die W a l t e r über die Menschen und ihr Thun machen zu müssen geglaubt hat, doch ist gemei-

meiniglich die Glosse beigefügt: „'s ist alles wie bei uns in Schwaben;“ woraus man siehet, daß er ein guter Beobachter gewesen ist.

Mit Ablauf des Jahres, denn länger wollte ihm der Hausvoigt Veit durchaus nicht Urlaub geben, kehrte Junker Walter nach seinem Schlosse zurük. Da er gesund wieder kam, und die Kosten der Reise in seinen Seckel nicht so gar sehr geleuchtet hatten, reuete es ihm nicht, daß er die Fahrt gethan, im Gegentheil hofte er von seinen Bemerkungen in Zukunft guten Vortheil zu ziehen, von manchem seiner Plane war er dadurch zurükgekommen, in andern war er bestärkt worden. Diese sollten nunmehr ausgeführt werden, doch nur einer nach dem andern, Walter glaubte, es würde so am besten gehen.

Der Anfang sollte mit der Otmarshäuser Viehzucht geschehen; hier walteten, seinem Bedünken nach, die meisten und größten Mängel vor. Aber der Hausvoigt Veit hatte zu allen diesen Dingen keine

Ohren,

Ohren, er hörte nicht auf, Gegenvorstellungen zu thun, und schloß unabläßig: „Gestrenger Junker, so laßts doch beim Alten! Was würde Euer seeliger Vater, dem Gott gnade! darzu sagen? Bedenket doch, wie lange Eure löblichen Ahnen gottseeligen Andenkens, auf Otmarshausen gehauset und gewirthschaftet haben, und 's ist immer gegangen und gut gegangen.“ Der Junker aber war durch keine Vorstellung in der Welt zu bewegen, worauf er bestand, das mußte ergehen; solches ist uns bereits bekannt, und Veit mußte am Ende geschehen lassen, was sein Herr wollte. Er suchte sich aber schadlos zu halten dadurch, daß er in einem gegen die schädlichen Reformen deklamirte; das hatte er sich nun einmal im Kopf gesezt, und glich darin leibhaftig der Wiener Monatsschrift, die mit Riesengrimm und Säuglingsarmen den Sonnenrossen der Aufklärung in die Zügel zu fallen gedenkt. Er forderte alle Wochen einmal seinen Abschied, doch war es nie sein Ernst ihn zunehmen. Walter hingegen hätte sehr wohl gethan, wenn er

sich

sich den alten Bruder Eigensinn vom Halse geschaft hätte, denn das Gesindlich war völlig auf seiner Seite, und suchte wie er, so viel es vermochte, des Junkers Unternehmungen zu hintertreiben. So sollte unter andern nach dessen Anordnung das junge Rindvieh an kaltes Trinken gewöhnt werden, und bald nach dieser Einrichtung fielen mehrere Stücken, wahrscheinlich durch Verwahrlosung. Walter war freilich in allem scharf dahinterher, und ließ darum von seinem Vorhaben nicht ab, wenn es auch nicht immer gelingen wollte. Mit einem male aber nahm die Sache eine sehr sonderbare Wendung.

Es fieng an des Nachts im Schlosse zu toben und zu lärmen; das Vieh brüllte in den Ställen, riß sich von den Strängen loß und lief wüthend durch einander, und der Schweiß stand wie Schaum auf seiner Haut. Es rasselte Trepp auf Trepp ab, durch Säle und Gemächer, oft konnte man sehr deutlich das Geklimper von einem großen Bund Schlüsseln vernehmen, ein andermal wars als stürzten auf einmal funf-

zig alte Töpfe in tausend Scherben zusammen, dann klirrte es wieder wie Fensterscheiben, kurz es war ein gräulicher Spuk. Anfangs wollte zwar der eben nicht schwachgläubige Junker nicht groß drauf achten, er fand aber oftmals sein Vieh des Morgens äußerst ermattet, es hatte sich auch wohl sonst Schaden zugefügt, und er fieng an die Sache mit dem nächtlichen Ungethüm ernstlich zu erwägen, und nahm vorläufig einige Maasregeln dagegen, indem er alle Nachte vier seiner stärksten Knechte in den Ställen Wacht halten ließ, wovon alsbald guter Nutzen verspürt wurde. Zwar thörete es die Knechte von fern und in der Nähe; einmal bravirte sie das Gespenst mit einen Steinregen, ein andermal gar mit Ohrfeigen, und das drittemal waren ihnen die Wämser wie mit Messern zerschnitten. In dem Schlosse selbst ward das Tosen mit jeder Nacht ärger, zuweilen war es, als schüttete eins ganze Säcke voll Nüsse auf den getäfelten Zimmern aus, dann war es wieder als rollten hundert und aber hundert Kugeln über dieselben hin, und

bald so stürzten ganze Fuder von Steinen unter schreklichem Gerassel die hohen Wendelstiegen hinab.

Niemand gerieth über diesen Gräuel der Verwüstung in größere Angst als Herr Veit, der Hausvoigt, und seine Prophezeihungen deshalb übertrafen alles Schrekliche. Dem Junker war es eben nicht so zu Muthe, ihm konnte freilich der heillose Spuk auch nicht anders als äußerst unangenehm sein, er tröstete sich aber damit, daß es einmal wieder aufhören würde. Nur erst alsdann war er aufgebracht, wenn Veit behauptete, daß der ganze Lärm von den unseeligen Reformen herrühre. „Das sind Eure gottseeligen Vorfahren, gestrenger Junker, die zeigen ihre Liebe und warnen Euch, schlaget es nicht in den Wind!“ „Nein!“ sagte alsdenn Walter, „es ist der Teufel, der mich äffen will, daß ich soll ablassen von meinen guten Vorhaben, und mir gemahnt es schier, als ob er sich mit dir verschworen hätte.“ Veit kreuzigte und segnete sich, und rief seufzend zur heili-

gen Ursel. Dem Junker selbst hatte das Gespenst bis daher nur noch wenig inkommodiren wollen; bald aber entblödete es sich nicht mehr, auch in seiner Nähe viel tolles Wesen zu treiben. Es schlug an seine Thür, als schleuderte eine mächtige Faust ein Zentnergewicht gegen selbe an, und machte sie, so fest sie auch verschlossen war, auf und zu, ohne jedoch hineinzukommen. Bald grunzte es wie ein Stall voll Schweine vor derselben, bald war es wie Eulengeschrei und Katzengeheul durcheinander zu hören, bald gackerte ein ganzer Mist voll Hüner, und gleich darauf gellte es in die Ohren wie Weibergekreisch und Kindergeschrei. Das war nicht auszustehen!

Oft war Walter auf dem Sprunge zur Thür hinauszufahren, um den Spuk näher kennen zu lernen; er fieng aber immer an zu überlegen, folglich unterbliebs; denn wenn er sich auch vor dem Poltergeiste nicht fürchtete, so scheuete er sich doch vor ihm. Der Länge nach aber fiel ihm der unseelige Lärm sehr lästig, er wünschte von

Herzen davon befreit zu sein. Veit blieb dabei, das wären die Folgen von seinen Neuerungen, welche den vormaligen Bewohnern des Schlosses ein Gräuel wären. Davon mochte sich jedoch jener nicht im mindesten überzeugen; er gieng vielmehr in seinen Verbesserungen immer weiter, zu großem Aerger und mächtiger Bekümmerniß seines Hausvoigt Veit, der sich schier die Haare hätte ausraufen mögen.

Die Burg Otmarshausen wurde bei dieser Gelegenheit so verschrieen, daß kein Nachbar den armen Junker mehr heimsuchen, noch weniger, daß jemand hätte übernachten mögen bei ihm. Man that ihm allerlei Vorschläge das Ungethüm bannen zu lassen, zuweilen war er das auch willens, bald aber besann er sich wieder eines andern, denn er hatte noch immer Hofnung, daß es sich von selbst wegbegeben sollte. Auf eine Zeit gewann es auch hierzu das Ansehen, denn das mächtige Toben verlor sich mit einem male; niemand weder in noch bei dem Schlosse, wollte ferner etwas davon hören, man

hätte glauben mögen, das] tosende Gespenst sei gestorben.

Alles schien frische Luft zu schöpfen, und Waltern selbst wars leichter ums Herz. Er verdoppelte seinen Eifer und seine Bemühungen, und verspürte guten Fortgang, auch bemerkte er nicht ohne einiges Vergnügen, daß der Einwendungen abseiten des ehrlichen Hausvoigts immer weniger wurden. Diese aber kehrten heftiger denn jemals wieder, als ihm Walter einen Entwurf, die Verbesserung der Schafzucht betreffend, mittheilte, welchen man aus Veits Antwort erkennen mag.

Veit. Wenn ihr das wollt, gestrenger Junker, so kann ich nicht eine Stunde länger Euer Hausvoigt bleiben. Bedenkt doch, ich bitte Euch drum, ein Schaf, das zweimal des Jahrs geschoren wird, muß doch mehr Wolle geben, als das nur einmal geschoren wird, und ein Schaf das ich melken kann, ist doch wohl besser als eins, das ich nicht melken kann. Und wenn auch das nicht wäre, ist es doch auf Otmarshausen einmal

so eingeführt, und im ganzen Schmutertthale ist es so. Ach wenn das Euer seliger Vater sehen sollte! —

Walter. Das sag ich dir, Veit, mein Vater der ist todt, er war ehemals dein Herr, nun bin ichs.

Veit. Ach der gute selige Herr!

Walter. Ach du unseliger Narr!

Veit nahm diesen Bescheid, und gieng kopfschüttelnd von hinnen.

Einsmals lag Walter des Nachts auf seiner Lagerstatt; er beschäftigte sich seiner Gewohnheit nach mit seinen Planen, und konnte und mochte nicht schlafen. Da schlug der Seiger zwölf; urplötzlich erhub sich ein Tosen, so ungeheuer und so fürchterlich, als es noch nie gehört wurde; es war als stürzte der große gewölbte Saal vor des Junkers Gemach in tausend Ruinen zusammen. Schnell darauf folgte eine Todesstille, und in dem Augenblicke erleuchtete ein heller

Schein das Gemach, der so gleich wieder verlosch. Jezt stand mit einer Kerze in der Hand an der Thür eine Figur, die vom Kopf bis zum Fuß Walters Vater glich. Der Junker entsezte sich bei diesem Anblicke, seine Glieder zitterten, seine Lippen bebten, ein eiskalter Schweiß trat auf seine Stirn: er wollte das Gespenst anreden, aber seine Zunge versagte ihm den Dienst. Bald trat es einen Schritt näher: „Mein Sohn!“ sprach es mit hohler Grabesstimme. Waltern schlug das Herz mit Hammerschlägen, er fürchtete eine Ohnmacht. Nach einigen Sekunden fuhr die Gestalt zu sprechen fort. „Mein Sohn! warum thust Du so übel? sind Deine Väter nicht allzumal gesegnete und wohlbehaltene Leute gewesen, warum willst Du den guten Bau erschüttern durch gewaltsame Neuerungen? Laß ab, es wird Dir nimmer gelingen!“ Ein heller Schein erleuchtete abermal das Gemach und mit ihm war der Geist verschwunden.

So bald Walter vermochte, sich auf den ersten Schrek zu fassen, hub er an der

Sache nachzudenken; er war nun überzeugt, sein Hausvoigt Veit hatte wahrgeredet; aber er wunderte sich und es blieb ihm lange Zeit ein Räthsel, wie die Geister der Verstorbenen, denen er doch von jeher Einsichten beigemessen hatte, für Vorurtheile und Gewohnheiten eifern könnten. Gleichwohl hatte die Erscheinung einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, er wagte es nicht länger an der Ausführung seiner Entwürfe zu arbeiten, ja es schien als hätte das Gesicht denenselben auf immer den Stoß gegeben.

Bei guter Zeit bemerkte der Hausvoigt Veit diese Veränderung an seinem Junker, und war damit nicht nur sehr wohl zufrieden, sondern suchte auch zu Gunsten seines Geschmaks an hergebrachten Gewohnheiten, Vortheil daraus zu ziehen, und fieng an unter der Hand dies und jenes wieder auf den alten Fuß zu setzen. Solches aber empfand der Junker sehr hoch, und legte der Thätigkeit des eigenwilligen Haushalters Zaum und Gebiß an, indem er ihm seine höchste Ungnade androhete.

Es mochte auch wohl dem Herrn von Otmarshausen nicht vollkommner Ernst sein, seine intentirten ökonomischen Reformen aufzugeben, denn der zornige Geist der die Bewohner des Schlosses mit seinem Spuk heimsuchte, schien noch immer nicht versöhnt, und seit jener Erscheinung im Gemache des Junkers, wollte von den Leuten einer dies der andre das gesehen haben. Man sprach von ungeheuren Hunden mit Feueraugen wie die Käsenäpfe groß, von einem Ziegenbocke mit noch größern Augen, von einem Geiste mit Ketten belastet, der erbärmlich winselte und stöhnte, und von viel dergleichen Dingen. Alle Arten von Spuk, davon man von jeher in Schwaben zu erzählen gewußt, waren nun seit Jahr und Tage auf dieser unglüklichen Burg zu hören und zu sehen gewesen, und seine Bewohner gewöhnten sich endlich daran, wie etwa ein geduldiger Ehemann an die Zanksucht seines Bettkameraden. Sie ertrugen sein Toben und seine Neckereien als etwas, das nicht zu ändern stünde, und sahen auf den Junker, der sie durch Beispiel und Erwahnungen tröstete.

Dieser war nach einiger Zeit entschlossen, troz allem Widerstreben des Poltergeistes und aller Widerspenstigkeit des Hausvoigts, ungeachtet, seine Reformen zu vollenden. Der nächtliche Besuch von seinem Vater seeligen, war ihm freilich noch im frischen Andenken, und die Haut schauerte ihm allezeit, wenn er sich in Gedanken die Scene erneuerte, eine Repetition wär ihm daher äußerst ungelegen gekommen. Um sich aber davor zu verwahren, ließ er inwendig seiner Thür ein Paar große eiserne Riegel befestigen, um dadurch, nach seiner etwas schwäbischen Meinung, dem Gespenste dem Zugang zu seinem Gemache zu verbieten. Nun ließ sich zwar, und das war wunderbar genug, der Besuch nicht wieder spüren, von der andern Seite aber hatte der Junker nur übel ärger gemacht, denn von dieser Zeit an eignete sichs im Schlosse am hellen, lichten Tage. Ein Gespenst bald in Gestalt eines Mönchs, bald wie ein Edelmann, bald wie ein Schafmeister gekleidet, zuweilen auch in Lucifers eigner beliebter Attitüde, schwarz wie ein Rabe, mit

Hörnern an der Stirn und einem ungeheuern Schwanze am Hintern, ließ sich im Schlosse, im Hofe und in den Ställen sehen, und nekte und turbirte jedermann nach Herzenslust. Es warf mit Steinen, es hukte den Leuten auf, es zerschnitt ihnen die Kleider, und äffete ihnen nach und höhnete sie in allem ihren Thun. Das Vieh hatte nicht Friede vor ihm. Den Pferden schnitt es die Schwänze, den Schweinen die Ohren ab, und den Kühen stümmelte es die Hörner. Einigemal trat der Spuk auch selbst dem Junker in den Weg, ohne sich jedoch an seiner Person zu vergreifen. Er war denn immer im Begriff es anzureden, allezeit aber verließ ihn der Muth. Knechte und Mägde kamen und heischeten ihren Abschied, indem sie es mit dem Ungethüm nicht länger aushalten konnten. Walter redete ihnen eine Zeitlang zu, und versprach zulezt den lüstigen Gast bannen zu lassen, wie er sich denn auch in der That einen Geisterbeschwörer aus Böheim verschrieb.

Unter der Zeit und ehe dieser ankam, ereignete sich ein Vorfall, nach welchem das

Gespenst freiwillig Abschied nahm, daß es auch nach diesem niemals wieder zu spüren war.

Der Junker hatte sich bekanntlich ein Stämmchen einschürige Schafe zugelegt, die er mit der Zeit zu vermehren gedachte. Jezt kam die Zeit, daß diese sollten geschoren werden; dies geschah und Walter selbst war dabei. Kaum aber hatte man den Anfang gemacht, so erhob sich im Schweinstalle ein ungeheurer Lärm, die Schweine schrieen und tobten, so wie man aber zulaufen wollte, brachte eine Gestalt kohlschwarz, gehörnt und geschwänzt, ganz wie wir sie oben schon beschrieben haben, ein Schwein aus dem Stalle, und fieng es gleichfalls an zu scheren. Alles prellte zurük, das Schwein aber wehrte sich tapfer und der Teufel hatte alle Hände voll damit zu thun. Das gab im Grunde einen sehr lächerlichen Auftritt, und diesmal war der Junker entschlossen, das Gespenst anzureden. Er trat hinzu: „Was beginnst du hier?“ sprach er, jedoch nicht ohne einiges Zagen. „Schaut, Junker!“

war

war die Antwort, „hier giebts viel Geschrei und wenig Wolle.“ Indem aber der Teufel dies sagte, ersah das Schwein seinen Vortheil und machte sich von ihm los, dieser wollt' es erhalten, fiel aber darüber zu Boden und traf mit der Nase so unsanft auf einen Stein, daß ihm Hören und Sehen zu vergehen schien, und das Blut stromweise aus der Nase lief. Er war nicht im Stande vom Boden aufzustehen, dies sah Walter, und gedachte etwas irraisonabel diese schöne Gelegenheit zu benutzen, um ihn für den bisherigen Unfug zu züchtigen, und schlug mit seinem Knotenstock kräftig drauf los. Der dritte Schlag preßte dem unglüklichen Teufel einen mächtigen Schrei aus, er sprang nun auf und wollte fliehen, fiel aber, indem er auf den ungeheuern Schwanz trat zum zweitenmale, daß er darüber den höllischen Kopfputz, der an die Mütze befestigt war, verlor. Das machte dem Junker vollends Muth, im Augenblick war er dem Teufel wieder nahe, und die Schläge fielen noch heftiger: „Jesus, Marie!“ schrie der Schwarze, „habt Erbar-

men

men mit mir, gestrenger Junker! ich bin nicht der Teufel, ich bin der Küster!“ „Du der Küster, Schurke?“ sagte Walter und verdoppelte die Schläge. „Hilf heiliger Rochus!“ schrie jener wieder, „Jesus, Marie, habt Erbarmen! ich will alles gestehen! Mein Bruder Veit“ — „Gesteh, Bösewicht!“ sprach jezt der Junker, und rief die Leute herbei, die den Ausgang erwartend, sich allesammt entfernt gehalten hatten. „Um Gottes willen, um meiner armen Frau und Kinder willen, verzeiht gestrenger Herr! Mein Bruder Veit hat mich zu allem verführt! Wir beide sind die Urheber alles des Lärms, des Unheils und des Unfugs, dadurch Ihr und die Eurigen so lange seid beunruhiget worden. Ja, ich erkenne meine Gottlosigkeit, ich wars so gar, der Euch als der Geist Eures Vaters erschien, mein Bruder brachte mir darzu die Kleidung des Seeligen, der nun schon lange sich mit den Auserwählten freuet!“ Du toller Hund,“ sagte der zornige Walter, „was hindert mich, daß ich dich nicht auf der Stelle erschlage?“ Er befahl den Knechten ihn in

das Burgverlies zu werfen, und gieng, mit seinem theuren Hausvoigt Veit gleicherweise zu procediren.

Derselbe hatte den Handel vom Anfange mit beigewohnt, um seinen Herrn Bruder in der Rolle des Höllenobersten debütiren zu sehen, sich aber bald hernach davon geschlichen. Jezt kam er dem Junker, da dieser zur Thür eintrat, schier auf allen Vieren entgegen, und äußerte die reuigste Unterwerfung und wagte es kaum um Gnade zu flehen. Er wurde aber ohne Umschweif zu seinem Bruder den Küster gebracht, und beide empfiengen nach einigen Tagen ihr Urtheil, welches darin bestand: Erstlich wurden sie zwei Tage hinter einander auf die Schandbühne gestellt, versteht sich, der Küster in dem nämlichen Aufzuge, darin er die Sau geschoren, alsdann sollten sie so lange als sie gespukt hatten, das heißt ein ganzes Jahr, bei Wasser und Brod im Kerker schmachten: wir setzen hinzu, und das von Rechtswegen. Beide wurden obendrein ihrer Aemter und Würden entsezt, der Haus-

voigt

voigt und der Küster, doch soll ihnen nachher der gutmüthige Junker dennoch einigen Unterhalt angewiesen haben.

Diese Geschichte ward bald darauf ruchtbar im ganzen Lande; die Leute erzählten sie sich einander mit Vergnügen, und die Worte des Küsters, da er die Sau schor, und mit denen er des Junkers zu spotten meinte, wurden zum Sprüchwort aufgenommen. Wenn eins hernach von einer Sache viel Wesens machte, da eben nichts groß dahinter war, sagte man: Viel Geschrei und wenig Wolle! Im Schmuterthale, wo diese Geschichte noch häufig erzählt wird, sezt man hinzu: sagte der Teufel und schor eine Sau.

Man

Man muß der Lügen einen Anstrich geben.

An der Straße, welche von Leipzig nach Dresden führt, eine Meile disseits der Stadt Meissen, die euch allen wohlbekannt ist, liegt eine Herberge schier einsamlich; diese soll vor Zeiten das Schild zum braunen Hirsche geführt haben, wird aber dermalen und zwar seit Jahren schon der Herr Gevatter genennet. Denn als einsmals der Kurfürst von Sachsen Friedrich August der Starke, der auch ein König von Polen war, auf einer Reise nach der Leipziger Messe, welcher er vor andern Messen gern beigewohnet hat, allhier einkehrte; da war so eben des Wirthes Hausfrau von einem jungen Knäblein genesen, deß war der Vater hocherfreuet, und bat den Kurfürsten das neugeborne Kindlein aus der Taufe zu heben. Der Herr war dem Herberger vor dem schon gewogen, und vermerkte solche seine Bitte sehr gnädig, verrichtete auch das christliche Werk, oder ließ es verrichten, darüber ist man noch nicht einig, und beschenkte das Pathchen königlich. Man sagt auch, daß

als ihm bald hernach ein junges Herrlein geboren worden, er den Gevatter Wirth wiederum zu Gevattern gebeten; solches lassen wir indeß dahin gestellt sein. Wenn aber nach dieser Zeit der Kurfürst selbige Straße zog, wie das, theils der Leipziger Messen, theils der Jagden wegen, daran er nicht minder größ Behagen fand, oftmals geschah, und sein Stallmeister fragete ihn, wo er einkehren wollte, antwortete er allezeit: „beim Herr Gevatter. Bald darauf nennete auch das Hofgesinde, welches bekanntlich in allem nach der Weise der Herren thun will, den Wirth ebenfalls Herr Gevatter, und diesem thaten es, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wiederum andre nach, und nach Verlauf einiger Zeit sagte im ganzen Lande niemand mehr: ich kehr im braunen Hirsch ein, sondern ich kehre bei dem Herr Gevatter ein; zulezt nennte man die Herberge selbst den Herrn Gevatter, und dieser Name ist ihr verblieben bis auf den heutigen Tag.

Lange vor dieser Begebenheit, welche in der Geschichte sothaner Herberge Epoche gemacht,

macht, und ihren Ruhm für immer entschieden hat, langten eines Abends, sechs junge Wandersleute, die ihrem Aeußerlichen nach wohl vor Ehrenmänner gelten mochten, hieselbst an. Auf Befragen erfuhr der Wirth, sie kämen von Leipzig, wären Schüler oder Studenten und mit einander eins, eine Fahrt nach Oesterreich und nach Ungarn zu thun.

Warum sie aber dieses lezte Land, über welches nur noch erst vor einem halben Jahre der Saracene Ileg Bey die gräulichsten Verwüstungen verhängt hatte, zum Gegenstande ihrer Neugierde gewählt, darüber weiß der Verfasser keine Auskunft zu geben. Wir sehen aber, daß die Reiselust der studirenden Jugend von jeher eigen gewesen, und daß sie schon vor langen Jahren karavanenweise Fußreisen unternommmen, eben so wohl als heute.

Die Brüder waren hungrig, und der Wirth ließ zurichten was das Haus vermochte. Es war ein köstliches Mahl und schmekete treflich wohl; auch ließ man fleißig die

Kanne herum gehen, und war lustig und guter Dinge. Die Schüler erzählten allerlei lustige Stüklein von der hohen Schul, davon wohl einige nicht eben das Gepräge der Wahrheit tragen mochten, denn, bekanntlich sind die alten Studenten sehr beredt, wenn das Burschenleben auf die Bahn kommt, und haben alsdann immer eine solche Menge Lügen in Bereitschaft, daß es ihnen kein Mensch gleichthun kann, weder ein Husarenkornet, wenn er von seinen Thaten spricht, noch ein Zahnarzt in den Haranguen von seinen Kuren, noch ein Kaufdiener, wenn er von seinen Reisen und vornehmen Konnaisancen erzählt.

Des andern Morgens ward ein eben so gutes Frühstük aufgetischt, eine Biersuppe und Wurst und geräuchert Fleisch zum Nachessen; dabei wurde der Methflasche tüchtig zugesprochen. Während dem hoffete der Wirth von Zeit zu Zeit, seine Gäste sollten nach der Zeche fragen, endlich da er lange genug gehoft hatte, nahm er ungeheißen die Kreide und trat zu ihnen,

und

und fieng an auf den Schiefertisch zu schreiben.

Ein Student. Was beginnst Du hier, Martin?

Martin der Wirth. Ihr fraget nicht, was ihr bei mir verzehrt habt, darum will ich euch hier die Zeche machen.

Ein Andrer. Heischest Du etwa Bezahlung?

Wirth. Das könnt ihr wohl glauben, daß ich will bezahlt sein; es ist hier eine Herberge und kein Spital.

Ein Dritter. Ja Geld haben wir nicht.

Ein Vierter. Die Studenten reisen ohne Geld.

Wirth. Das hättet ihr mir gestern Abends sagen sollen. Dank schön für solche Gäste! Ihr seht doch sonst nicht so lumpig und bettelhaft aus, traun, ich hab' euch für Ehrenleut angesehn!

Ein Fünfter. Das sind wir auch, Du Narr, wir sind Bursche!

Der Sechste. Wenn Du willst bezahlt sein; so mußt Du wenigstens borgen, bis wir wieder kommen.

Wirth. Hört nur an, ihr Gesellen, euer Ansehen hat mich betrogen, die Mahlzeit wär sonst magerer ausgefallen. Ueberhaupt hab ich von euch wahrgenommen, daß ihr tapfer lügen könnt. Ihr zieht jezt in ferne Lande und wenn ihr wiederkehret, werdet ihrs wohl noch ärger treiben, das glaub ich gewiß. Diesmal soll euch die Zeche geschenkt sein, und wollet ihr auf der Heimkehr wiederum bei mir einsprechen, will ich euch noch einmal also bewirthen, unter dem Beding, daß alsdann jeder von euch eine unerhörte Lügen erzählt, der er jedoch einen Anstrich zu geben weiß, daß man sie dennoch glauben möchte.

Die Studenten alle. Top! Wir schlagen ein!

Der Wirth. Nun, und ich halte mein Wort!

Die Wanderer zogen ihre Straße. Sie hatten unterwegs noch manche Anfechtung wegen ihres Geldlosen Zustandes, besonders in dem unwirthbaren Oesterreich, wo sie so gar oftmalen Gefahr liefen, zu gemeinen Lanzknechten gezwungen zu werden. Oft und vielmal dachten sie an die köstliche Bewirthung bei dem Wirth zum braunen Hirsche, nunmehrigen Herrn Gevatter, und blieben stets geneigt von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen, unterließen auch nicht mit gemeinschaftlicher Bemühung auf die stipulirten Lügen zu denken; sie wurden endlich eins darüber, und der kunsterfahrne Leser mag entscheiden, ob sie verstanden haben zu lügen.

In Ungarn nahmen sie die zerbrochenen Städte, die öden Dörfer und die erweiterten Kirchhöfe, recht nach Art der Fürsten, wenn der Krieg ihre Länder heimgesucht hat, in Augenschein, und kehrten nicht durch Oesterreich und Böhmen, sondern durch Schlesien und die Lausitz wiederum nach

Meissen, und sprachen hier ihrer Zusage gemäß, abermal bei dem Wirthe im braunen Hirsche ein. Ihre Kleider aber waren veraltet und ihre Schuhe zerrissen, daß man sie nicht mehr kennete, dazu trafen sie nicht zugleich, sondern einer nach dem andern ein.

Der Erste. Guten Tag, Martin!

Wirth. Dank Gott! — Ihr kommt wohl fern her?

Der Student. Ich komme aus Ungarn.

Wirth. Das ist traun eine weite Fahrt! Bringt Ihr nichts Neues mit daher?

Der Student. Nichts eben, denn daß die Donau ausgebrannt ist!

Der Wirth hub höchlich an zu lachen.

Wirth. Was? die Donau ausgebrannt? Sommer Bocks Marter, das heiß ich mir eine Lüge!

Der Student. Glaubs oder glaubs nicht! diese Augen habens gesehen.

In-

Indem kam der andre zur Thür herein, zu dem sagte bald der Wirth:

Wirth. Ihr mögt wohl auch nicht vom nächsten Dorfe herkommen?

Der Andre. Von Konstantinopel komm ich, wenn Ihr das Dorf kennt.

Wirth. Nu, nu. Da werden wir viel neues von Euch hören?

Der Andre. Das will ich Euch nicht versprechen.

Wirth. Habt Ihr die Fahrt durch Ungarn gethan?

Der Andre. Ja, und da muß ich Euch gleich was erzählen; Als ich eines Tages an der Donau spaziren gieng, lag das ganze Ufer voller Fische, die waren theils verbrannt theils gebraten, ich habe selbst davon gegessen.

Der Wirth stuzte und sah seine beiden Gäste einen um den andern an.

Wirth. Was man nicht hört! Mögts, der Donner! schier glauben, daß die Donau gebrannt hätt'!

In dem Augenblicke langte der dritte auch an.

Wirth. Woher des Landes, guter Freund?

Der Dritte. So eben komm ich von Wien *).

Wirth. Von Wien! Was sagt man Neues in Wien?

Der Dritte. Ach da spricht man von nichts, als von dem großen Eye. 's ist aber auch Wunders genug! 's glaubts niemand, wers nicht selbst gesehen hat.

Wirth. So! Was ist denn das vor ein Ey?

Der Dritte. Könnt' Ihrs glauben! Sechzig Māurer, die gewiß nicht zu den fäulsten gehören, haben schier drei Monden dran gehämmert und gepikt, ehe sie nur ein mäßig Loch hineingebracht haben, und von seinem Dotter hat man schon so viele Fuder weg-

*) Das ist erlogen, Freund!

weggefahren, daß man sie nicht mehr zählen kann.

Wirth. Lügt Ihr und ein Schelm! hab ich mein Lebtag von einem Eye gehört!

Jezt kam der vierte auch darzu.

Wirth. Kommt Ihr fern her, Landsmann?

Der Vierte. Aus dem Lande zu Oesterreich!

Wirth. So muß ich Euch doch auch fragen: was hat man Neues jezt in Oesterreich?

Der Vierte. Nichts sonderlich's, als daß sich seit einiger Zeit ein Vogel im Lande sehen läßt, wenn der auffliegt, verfinstert er die Sonne auf zwanzig Meilweges.

Wirth. Wie? So einen Vogel giebts im Lande? (zu dem Dritten). Jezt glaub ich Euch, Freund, der hat ganz gewiß das große Ey gelegt.

Der Dritte. Ganz gewiß! da seht Ihr's doch!

Wirth. 's möcht' aber den Menschen angst und bange werden; diese Wunder geschehen nicht umsonst.

Eben trat der Fünfte ein.

Der Fünfte. Guten Tag, ihr Herren! Sprecht ihr nicht auch schon davon?

Wirth. Wovon denn? wovou denn?

Der Fünfte. Daß die Mutter Gottes gestorben ist? Die gute treue Nothhelferin! Von Dresden bis hieher — alles klagt und weint, „sie ist todt die gute Mutter!“ Ach was mag das erst im Himmel für ein Weinen und Lamentiren sein!

Wirth. Kumpan! seid Ihr toll? die Mutter Gottes gestorben? Ihr denkt, wenn man lügen will, so muß man recht lügen!

Der Fünfte. Scheltet mich nicht! der Glaube wird Euch schon in die Hände kommen.

Wirth. Halt, da kommt noch einer!

Es war der Sechste und lezte.

Wirth. Freund, wo kommt Ihr her?

Der Sechste. Ihr meint heute? von Meissen.

Wirth. Habt Ihr da nichts Neues erfahren?

Der Sechste. Nun so wißt Ihr wohl schon? Wie ich vor die Stadt kam, sah ich eine Leiter, ich werde mein Lebetag dran gedenken, die reichte von der Erde bis in den Himmel, da stiegen die armen Leute auf und nieder, und trugen Brod und Semmel.

Wirth. Ach so ist es doch wohl wahr, daß die Mutter Gottes gestorben ist! denn so nach theilt man Spende aus im Himmel *).

*) In Ländern, wo man an der römischen Konfession hält, theilen die Reichen und Bemittelten, wenn iemand aus ihrem Hause stirbt, den Armen Geld und Brod aus, damit sie für die Seele des Verstorbenen beten mögen. In einigen protestantischen

Der Sechste. Was sagt Ihr? Die Mutter Gottes todt?

Die andern. Ja, diesmal ist sie verschieden.

Wirth. Hört nur, ihr Herren, treibt den Schimpf nicht so weit! mich dünkt, ich soll Euch kennen. Zwar sind Eure Kleider veraltet, Eure Schuhe zerrissen, und Euer Ansehen ist schier als kämet Ihr von den dürren Brüdern her; 's muß Euch nicht aller Orten so wohl ergangen sein, als bei mir. Ich habs nun erfahren, Ihr wißt zu lügen, aber Ihr wißt auch der Lügen einen Anstrich zu geben, und ich halte mein Wort.

Die

Gegenden habe ich gefunden, daß man die Bettler alle abweiset, so lange eine Leiche im Hause ist. Den Grund hievon hab ich nicht erfahren können, aber immer sah ich, daß sich die Bettler sogleich entfernten, wenn man ihnen sagte: 's ist eine Leiche im Hause.

Die andern. Du bist ein wackrer Kerl, Martin! Haben wir nicht unser Wort auch gehalten?

Wirth. Das habt Ihr! Hier ist Bier und hier ist Meth! Sezt Euch her an den Tisch, wo Ihr vorm Jahre gesessen waret, und laßts Euch wohl sein! Ihr sollt den Abend bei mir essen, so gut als noch je im braunen Hirsche ist gegessen worden.

Die andern. Wir werdens zu rühmen wissen, Martin!

Martin zeigete seinen Gästen, daß er eben so wohl verstand ihre Erwartung zu übertreffen, als sie die seinige übertroffen hatten; und war vorm Jahre das Mahl köstlich gewesen, so war es heuer überköstlich; so auch das Frühstük am Morgen, und der Bruder Studio gieng sehr fidel von hinnen.

Der Wirth erzählte geflissentlich diese Geschichte weiter, und unterließ niemalen den fahrenden Schülern die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, daß sie's verstanden hätten,

hätten, einer Lügen einen Anstrich zu geben. Diesen Ausdruk behielten die Wiedererzähler bei, und er soll dadurch als Sprüchwort im Umlauf gekommen sein. Freilich behaupten einige, er sei vorher schon da gewesen, wir aber behaupten das Gegentheil, und lassen unsern fidelen Wirth die Ehre der Erfindung nicht rauben.

Da liegts!

Zu der Zeit, da Herzog Johannes regierte, lebte zu Lüneburg ein Goldschmidt und Ehrenmann, David Beseke mit Namen, derselbe hatte ein Töchterlein, die einzige Frucht seiner Lenden, so wie Frau Anna sein ehelich Gemal, nur allein durch sie zur Mutter worden war. Frau Anna gehörte zu den zärtlichsten, sorgsamsten Müttern; sie nahm des Töchterleins wahr und trätschelte sich mit ihr, mehr denn eine Henne thut mit ihren Küchlein, und Schönännchen hatte bereits ihr siebzehntes hinter sich gelegt, also daß sie schon längst selbst konnte Mütterchen sein, da gebarete Mütterchen noch immer mit ihr, als ob Töchterchen noch erst sollte laufen und schwatzen lernen. Kein rauhes Lüftchen durfte sie anwehen, kein Tropfen kaltes Wasser durfte auf ihre zarten Händchen fallen; ein Strümpfchen zu waschen, einen Topf anzugreifen, lag vollends ganz außer dem Plane von Aennchens Erziehung. Allein ließ man sie nicht über die Thür-

schwelle schreiten; wenn Aennchen zur Kirche gieng, gieng Mütterchen mit, wenn Aennchen Mühmchen besuchte, gieng Mütterchen mit.

Herr David wollte freilich nicht in alle Wege die Pädagogik seiner werthen Ehehälfte gutheißen, aber um des lieben Hausfriedens willen maßte er sich nur selten eine entscheidende Stimme an. Er liebte Schönännchen und hielt sie als seinen Augapfel hehr; aber als ein guter Vater hätte er seine schöne Tochter lieber ein wenig bei der feinen Welt, zu der er gehörete, eingeführt, und ihr gern diejenigen Freiheiten vergönnet, die innerhalb den Schranken der Ehrbarkeit liegen, und woran man gar nicht wohl thut, wenn man sie jungen Mädchen versagt.

Schönännchen selbst wollte nach der Hand das Gängelband ein wenig lästig fallen; sie sah, wie es doch mit Mühmchen, die auch nicht älter war als sie, eine ganz andere Bewandniß hatte; nicht allein sie

durfte

durfte Mühmchen besuchen allein und ohne ihre Mutter, Mühmchen durfte auch zu Zeiten einer ehrbaren Fröhlichkeit beiwohnen. Von solcher wuste sie hinterher auf die anziehendste Weise zu erzählen; kein Wunder, wenn in Schönännchens Herzchen einige Lüsternheit rege wurde.

Mutter Anne schien hierauf zu rechnen, und unterließ nicht dienliche Gegenmittel anzuwenden, indem sie unaufhörlich von den Gefahren sprach, in welcher junge Mädchen schwebten, wobei sie selbst manche bedenkliche Anmerkung über Mühmchens freie Lebensart mit unterfließen ließ, und ihre Assembleen ganz anders schilderte, als es Mühmchen that. Der jungen Mannspersonen wurde in ihren Vorlesungen nicht zum vortheilhaftesten gedacht, nach ihrem System waren sie eitel Löwen und Drachen, den jungen Dirnen gefährlicher als der Weyh den Tauben. Die Ehre der Jungfrauen machte allezeit den Beschluß: „Diese,“ sagte Frau Anna, „kann nicht hehr genug bewahrt werden, denn sie gleichet einem dun-

keln Gewand, darauf jedes falsche Fäschen haftet, und so gleich bemerkt wird." So passend immerhin dieses Gleichniß sein mag, wurde es doch bald alt in Aennchens Ohren, und die Vorlesungen überhaupt so alltäglich, daß das Töchterlein während denselben nicht selten fremde Gedanken hegte.

Im Garten, der am Hause lag, war es zu Zeiten Aennchen vergönnt, sich allein zu ergehen; aber die Bäume und die Lauben blieben immer die nämlichen und wurden alt, die Langweile stellte sich ein, diese jedermann, insonderheit den jungen Mädchen so gefährliche Plage. Eine breterne Wand schied den Garten von dem des Nachbars und einige Spalten und Astlöcher die Aennchen entdekte, eröfneten ihr in denselben die Aussicht. Aber das arme Lamm mußte die kleine Neugierde theuer bezahlen. Denn über der Wand gieng zuweilen einer von den jungen Löwen um, die Mütterchen niemals gefährlich genug schildern konnte, das war des Nachbars

Bröſike des reichen Pfänners *) Sohn, ein ſchöner, ſchlanker Junge, dem Aennchen ſchon manchmal mit Wohlgefallen durch die Fenſterſcheiben nachgeſehen hatte. Er war noch ein Jahr jünger als Böſekens Tochter, und blühete wie der junge Mai. Oft lauſchte Aennchen mit klopfendem Herzen eine lange halbe Stunde hinter einer Spalte, um den ſchönen Unhold, der ſich nicht ſelten im Garten die Zeit vertrieb, zu erſehen, und fühlte inniges Behagen, wenn ſie ihn ſah.

Sonderbar wars, Heinrich ſpähete ſeit geraumer Zeit mit eben dem Verlangen nach Schönännchen, als Schönännchen nach ihm, aber indem beide nach einander ſpäheten, ſahen ſie ſich oft blos dar-

*) Pfänner heißen in Lüneburg diejenige Geſchlechter, welche an den Salzwerken Antheil haben, und einige und mehrere Salzpfannen beſitzen. Dieſe Pfänner waren ſonſt in den Städten, wo Salz geſotten wird, die angeſehenſten Leute, und in Lüneburg ſind ſie's zum Theil auch noch.

um nicht, weil sie sich sehen wollten. Eins lag hinter dieser Spalte, das andre weiter hinauf an einer andern, und sie konnten sich nicht sehen, so bald das untere zuerst weggieng.

Einsmals aber trafs, daß von ungefähr Aennchen das nämliche Astloch wählte, hinter welchem von seiner Seite Heinrich bereits auf der Warte stand. Er sahe sie kommen und wich nicht von der Stelle. Schnell traf Auge auf Auge. Das Mädchen erschrak, der Junge lachte; sie trat zurük: „Schönännchen!“ sprach jener halb laut mit dem einnehmendsten Accente. Aennchen faßte Muth: „Das war doch sonderbar!“ sagte sie: „Wohl!“ sagte Heinrich, „Aennchen ich sah nach Dir! „Nach mir?“ versezte Aennchen mit Verwunderung. „Ja, Schönännchen,“ erwiederte der Paladin sehr naiv, „es ist mir so wohl, wenn ich Dich sehe!“ „Dir?“ sagte Aennchen.

Er. Komm doch näher, Aennchen!

Sie

Sie. Nein, ich muß gehen. Wenn uns meine Mutter sähe.

Er. Mich sieht sie doch nicht. Aennchen Du bist ein hübsches Mädchen!

Sie. So? Das weiß ich nicht. Nein, ich muß gehen.

Er. O so weile doch.

Aennchen gieng.

Er. Komm bald wieder, Aennchen!

Sie. Morgen vielleicht.

Er. Aennchen, höre doch!

Aennchen kam zurük.

Er. Aennchen komm wieder hieher! Ich will ein Reiß durch das Loch stecken.

Sie. Zu was das?

Er. Daß Dus wieder findest; komm morgen nach der Messe!

Sie. Versprechen mag ichs nicht.

Aennchen verließ den Garten mit klopfendem Herzen, ihr Gesicht war mit ei-

ner glühenden Röthe überzogen. Mütterchen erschrak, als sie Töchterchen sah: „Was ist Dir begegnet, Aennchen?“ „Mir ist nicht wohl! Mir ist so bange!“ „Armes Aennchen, leg dich ins Bett! will Dir Dein Tränkchen kochen, Melisse und Majoran.“ „Es wird schon besser werden, Mütterchen, 's ist nur fliegende Hitze!“ Das half nichts, Aennchen mußte sich ins Bette legen, und das war zu ihrem sonderlichen Vortheil, ihre Zerstreuung hätte sonst auffallen können.

Am Morgen war Aennchen wieder wohl, und Mütterchen glaubte sie ohne Gefahr mit in die Messe nehmen zu können. Die Erbauung war nicht sonderlich, der Garten, die breterne Wand, das Astloch und der dahinter stand, das alles war mit Aennchen in die Messe gegangen. St. Lamperti Kirche besuchte sonst wohl Aennchen vor andern gern; diesmal gemahnete sie ihr, wie eine wüste, unfreundliche Halle. So bald man nach Hause kam, verfügte sich Mütterchen in die Küche und

Aennchen in den Garten, wo die herrlichsten Sachen ihrer warteten, mit denen sie heute der eben so schlaue als verliebte Heinrich zu unterhalten gedachte. Es gelang ihm auch bei dieser zwoten Entrevue alle Drachen- und Löwengedanken aus Aennchens Herzchen vollends hinaus zu bannen. Sie sah fortan in Heinrich nur einen freundlichen Engel, dem sie dicht neben ihrem Schuzheiligen den Plaz anwies.

Einsmals, es war St. Johannis des Täufers Tag, hatte Schönännchen sich krank gemacht, um ihren Besuch in Garten abzuwarten; Herr David und Frau Anna waren in die Kirche gegangen.

Er. Kommst Du, Aennchen?

Sie. Ja wie Du siehst, Vater und Mutter sind in die Kirche.

Er. Der Daus! Aennchen, ich komm' 'nüber.

Sie. Nein, ach nein Heinrich, das thu nicht!

In

In dem Augenblicke war Heinrich auf der breternen Wand, ein Sprung und nun war er da.

Er. Bist Du bös, Aennchen?

Sie. Pfui Heinrich, das ist nicht recht, wenn uns nun jemand sieht.

Er. Komm geschwind in die Laube, da sieht uns niemand.

Er nahm das Mädchen beim Arm, und husch in die Laube. Beim Eintritt raubte so fort der frevle Knabe einen Kuß, wie ein elektrischer Schlag bebte es durch alle Nerven; des Mädchen Wangen strömten von Purpur über, der Jüngling glühte wie Morgenroth.

Sie. Nein Heinrich, laß mich fort.

Er. Verzeih, himmlisches Aennchen, verzeih meiner Liebe!

Sie. Ich werde nicht wiederkommen, Heinrich, Du konntest in Deinem Garten bleiben.

Bald erfolgte ein trauliches Gespräch, untermischt mit dem Kosen der Liebe; am Ende fühlte Schönännchen, daß diese Unterhaltung ungleich mehr Reize hätte, als jene durchs Astloch, und schlug es nicht geradezu von der Hand, da Heinrich den Vorschlag that, sich in der Folge mehrmalen hier zu sehen. Das geschah und sie waren so glüklich, niemalen entdekt zu werden. Mütterchen hatte kein Arg draus, daß Aennchen den Garten fleißig besuchte.

Indeß kam der Winter heran und es ist leicht zu ermessen, daß die Leutchen auch da Rath gewußt; der Schampion huschte bei Nacht in Aennchens Kämmerlein, und brachte oft bis am Morgen drin zu. Herr und Frau Beseke konnten nicht den mindesten Verdacht haben, aber die Leute in der Nachbarschaft erzählten sich davon. Wie die dahintergekommen waren, weiß der Himmel. Bald erscholl gar das Gerücht: „es sei anders mit Goldschmids Aennchen," und eine unberufene Frau Gevatter war gar so unverschämt, diese untröstliche

liche Neuigkeit Frau Annen, als eine gottlose Lüge zu übermachen. Die Mutter empfand solches sehr übel, und that wider Herrn Beseken's Rath der Frau Gevatter die Ehre an, sie vor Gericht zu belangen, da denn alle, die gesagt und wieder gesagt hatten, kein kleiner Hauf, in Strafe und Unkosten verfielen, die Abbitte ward jedoch erlassen. Aennchens Wuchs hatte freilich seit einiger Zeit einige Veränderung erlitten, aber wer in aller Welt hätte Aennchen etwas unebnes zutrauen mögen! Vater und Mutter gewiß am allerwenigsten.

Im kurzen geschah es, daß Mühmchen Hochzeit machte, darzu denn, versteht sich, Schönännchen mit ihren Aeltern auch geladen war. Man war vergnügt und Aennchen tanzte viel, sehr viel. Bald da ward ihr weh, Aennchen tanzte fort; ihr ward noch weher, Aennchen tanzte fort; ihr ward sehr weh, sie hörte nicht auf; auf einmal sank Aennchen ihrem Tänzer in die Arme und zu ihren Füßen lag ein feines Knäblein und schrie in die Fideln. „Da

liegts!

liegts! da liegts!“ sagte Aennchen voll Angst und Bestürzung, und wagte es nicht, das Kind aufzuheben. Man hob es auf, die Fideln schwiegen, alles lief durcheinander. Mütterchen kam herbei, kreuzigte und seegnete sich, schlug die Hände übern Kopfe zusammen und rauste sich die Haare aus, aber das half nun alles nichts. Herr Beseke hatte sich bald nach erhaltener Nachricht nach Hause gemacht, gleich darauf ließ er seine Tochter mit dem neugebornen Enkel nachholen und beide trafen in gutem Wohlsein ein.

Des andern Tages hatte Herr Beseke nicht so bald den Vater des Enkels in Kundschaft gebracht, als er zu Nachbar Brösike gieng, Rükſprache mit ihm über den Vorfall zu halten. Diesen fand er alsbald sehr vernünftig, Söhnchen Heinrich wurde herbei gerufen, derselbe bekannte und läugnete nicht, wünschte auch reuigst den Fehl wieder gut zu machen. Die beiden Alten trafen so fort Verabredung, und nach zurükgelegten glüklichen Sechswochen, und mit Reue und

Schaam

Schaam abgelegter Kirchenbuße, gieng in aller Stille die Kopulation vor sich. Das junge Paar lebte von heut an glüklich und zufrieden. Frau Anne aber konnte die Kränkung nicht verschmerzen in langer, langer Zeit.

Die Nachbarn, welche nur erst vor kurzem in Strafe und Unkosten waren gebracht worden, mochten freilich ihre lieblose Schadenfreude nicht bergen, und wo man nur hörete, da hieß es: „Da liegts!“ Daher das Sprüchwort: Da liegts! Wenn einer was verschüttet und es ist eben kein großer Schade, sagt er oder ein andrer im Scherz: „Da liegts!“ Unsre Vorfahren sezten gemeiniglich noch hinzu: „sagte jene gute Magd, da verlor sie das Kind im Tanze.“

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schulz, Johann G.

Entstehung altdeutscher Sprüchwörter in kleinen Erzählungen

Leipzig 1793

L.eleg.m. 277 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10576068-2
VD18 14450283-001